Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 29/30 | Gotha, 17. Juli 1924 | 38. Jahrgang

Inhalt: Im Vorzimmer — Der Weg zum religiösen Drama — Hermann Stehr, der Dichter der Seele — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen sechsundzwanzigstes Stück: Die Schuld. — Reutlingen und Bielefeld-Bethel — Gedanken eines Sozialisten zur Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchentags — Der Kirchentag und der Sozialismus — Im Hausboot vor Hongkong. Reisebriefe aus dem Fernen Osten 5 — Ein modernes katholisches Prophetenbuch (Ball, Byzantinisches Christentum) — Der Klarismus (Schriften von Elisarion und Eduard von Meyer) — Das Ewige (Nygren, Die Gültigkeit der religiösen Erfahrung) — Zur Jenseitsfrage — Versammlungen: Eine Tagung für Kultus und Kunst; Augustusburg 1924; Noch einmal der Evangelische Reichselterntag — Verschiedenes: Studentische Selbsthilfe (Sikorski); Wandlungen in Goethes Religion (Bornhausen); Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus (Bornhausen); Probleme der wirklichen Bildung (Grisebach); Missa solemnis (Schilling); Neues Evangelienbuch (Linderholm); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Im Vorzimmer

Jesus war mit seinen Jüngern zu einem reichen und weisen Manne geladen worden. Um die bestellte Stunde ging er in das Haus und ward in ein Vorzimmer geführt. Und er setzte sich in Ruhe und wartete, daß ihn der Gastherr zu sich in den Saal rufe.

Die Jünger aber murrten, daß man sie warten lasse wie Bettler und Hilfeheischende.

Da sprach Jesus: Das Himmelreich ist gleich einem Vorzimmer, darinnen wir Gott suchen. Und wenn wir glauben, ihn gefunden und recht erkannt zu haben, da klinken wir die Tür auf, um zu ihm einzutreten. Und finden ihn nicht. Und gehen wiederum auf die Suche, bis wir ihn nach heißer Mühe, und, wie wir nun wähnen, endgültig erfaßt haben. Und verlassen darauf auch diesen Raum, der nur ein neues Vorzimmer war, um frohen Herzens in das Heiligtum restloser und reiner Gotteserkenntnis einzutreten. Und doch ists nur wieder ein neues Vorzimmer, in das wir gelangen. ... Unser Leben geht durch eine endlose Reihe von Zimmern, unser Suchen nach Gott ist ein ewiges Finden und ein ewiges Verlieren.

Da fragten ihn seine Jünger: So werden wir Gott niemals in seiner Wahrheit erkennen!

Jesus antwortete: Wahrlich, ich sage euch: die Welt ist ein Vorzimmer zum Heiligtume Gottes, und ein Hauch seines Geistes weht auch in ihm. Suchet und haltet, was ihr vermöget. Am Ende eures Lebens wird euch Gott selbst dann die Tür öffnen, die durch Dunkel des Todes in den Glanz des ewigen Lebens führt. Da werdet ihr dann die Kraft haben, Gott zu sehen und zu fassen; da sind dann keine Vorzimmer mehr!

Da schauten die Jünger auf und sahen in der offenen Tür den Hausherrn, der blickte lächelnd und in heiterem Glanze auf sie. Und wandte sich an Jesus und sprach: Tritt ein, Meister, in meinen Saal und fülle ihn mit deiner Weisheit, daß unser Herz die Fülle habe. Siehe, wir sind des Wanderns müde, und unsere Seele sehnt sich nach Ruhe.

Jesus sprach: Sage mir, was birgt die Kapsel, die dir an goldener Schnur hängt?

Der Hausherr bot sie ihm dar und sagte: Ein Tröpflein Rosenöl ist darin von berauschendem Dufte und köstlicher Süße. Und doch ist das Büchslein nur ein dürftiger Ersatz für die Wunder an Glanz und Duft, die die Gärten meiner Heimat atmen!

Jesus sah ihn an und sprach: So lasse dir auch genügen an dem Abglanz Gottes, den er dem Menschensohne gegeben. Wenn dieser Saal schon zu klein ist für einen einzigen Garten deiner Heimat, wie sollte er da die Macht und Größe Gottes fassen!

Da zerbrach der Gastherr die Kapsel, daß das Zimmer von einem schweren Duft erfüllt war, und er fiel vor Jesus nieder und bat: So gieße auch du deine Fülle über uns aus, daß wir trunken deines Geistes sind!

Jesus sah ihn voll Liebe an und sprach: Siehe, dein Herz brennt schon gleich dem Dornbusche Mosis, und du bittest mich, daß ich ein Feuer in dir zünde! Wahre den Brand deiner Seele, und lösche ihn nicht aus, denn der Odem Gottes weht in ihm!

Und er hob die Hände und segnete ihn und sprach: Selig sind die Inbrünstigen; denn Gott hat sie zu Altären seines Geistes erkoren!

Wilhelm Lennemann

Der Weg zum religiösen Drama

Vgl. Nr. 20/21 und Nr. 27/28, Nr. 31/32 und 33/34

Die Griechen hatten ein religiöses Drama. Unsere Gymnasien suchen es noch immer zu vermitteln. Wir werden sehen, warum das Bemühen vergeblich ist.

Die Asiaten, von Indien bis China, haben ein Drama, das im geistigen Gehalte religiös oder mindestens sittlich-religiös zu nennen ist, zu dem wir Europäer aber nie kommen können, da es als Kunstform zerfließend ist, also in der künstlerischen Struktur nicht das ist, was wir Europäer überhaupt „Drama" nennen. Also ist davon hier nicht zu reden.

Der Gründe, warum das griechische Drama nicht unser innerliches seelisches Eigentum zu werden vermag, trotz jahrhundertelangem Humanismus und aller Griechenanbeterei, sind im Wesentlichen drei: einmal, weil eine uns fremde, völlig fremde Welt trotz jahrhundertelangen „Lehrens" nicht auf unser mehr nördliches, dunkles mystisches Wesen und Fühlen aufgepfropft werden kann; dann, weil, je mehr wir Christen wurden, uns die eminent heidnischen Stofflichkeiten und heidnischen Geistigkeiten der griechischen Dramen um so mehr abfallen müssen (und wir werden immer mehr Christen), und drittens, weil die meist von Philologen, nicht von Dichtern gemachten Übersetzungen hindernd zwischen unserer Seele und dem Griechentum stehen. (Wo ein wirklicher Dichter (d. h. Sprachkünstler) wie Hölderlin griechische Dramen übersetzte, kamen sie uns schon näher. Völlig nahe kommen sie uns auch da nicht. ... Doch darf nicht vergessen werden anzumerken, daß die Herren Philologen eiligst die Hölderlinsche Übertragung herunterrissen.)

*

Seine religiöse Geistigkeit braucht ein Volk durchaus nicht im Drama zu leben und zu zeigen. Ja, man kann auf den Gedanken kommen, daß gerade sehr religiöse Völker und religiös hochstehende Völker sie gerade nicht im Drama ausleben. Ein Beispiel sind die Juden, die, trotz

ihrer ägyptischen Zeit und Wüstenwanderung sehr früh ein geistig und religiös hochstehendes Volk waren — als solches herrlichste Epik, wundervollste Lyrik hervorbrachten, aber nirgend ein Drama. Es könnte scheinen, daß „Drama" und vor allem „Theater" schon eine gewisse Verweltlichung der „Kultur" voraussetzen, um da zu sein — man denke an die Zeit um Shakespeare, an die Zeiten des klassischen französischen Dramas, an die Zeit unserer Klassiker, vor allem Schillers. Man denke auch an unsere Gegenwart, an diese infame, niederträchtige Zeit, blöd und geistlos, schwatzhaft und verlogen wie fast nie eine Zeit.

Doch dem sei nun wie ihm wolle — das Thema ist angeschlagen, wir wollen sehen, ob es ein Klang werden könne. Das kann es nur, wenn in Menschen von gestern, heute und morgen eine Sehnsucht danach ist! Das ist der Fall, ungesprochen und ausgesprochen.

Ich meine das nicht nur, weil es Oberammergau gab und gibt (das ich nicht kenne) — weil es seit Jahrhunderten Passionsspiele und überhaupt religiöse Spiele gab (welche Ausführende und Genießende immer vom weltlichen „Theater" unterschieden haben wollten). ... Das meine ich mehr noch deswegen, weil in der Linie dessen, was wir die Entwicklung des dichterischen Dramas nennen können, sich erst leise, heimlich, dann immer mehr und immer deutlicher das ankündigt, was ich nun in meinem Sinne religiöses Drama nennen möchte. Seit den letzten hundert Jahren ist es vielleicht am klarsten und begreiflichsten an Kleist und Hebbel, und ich will darüber ein paar Worte sagen. Bei Kleist war immerhin schon ein nationaler Glaube und ein nationales Leiden, auch nationale Prophetie — das alles zusammengefaßt und gestaltet von einem Dramatiker allerersten Ranges (was im Einzelnen dazu, auch etwa kritisch, zu sagen wäre, kommt für meine Betrachtung hier nicht in Frage). Hebbel, weniger befreit in der sprachlichen Form, enger in der Sprachform, geht mehr in das Einzelschicksal hinein, gewinnt aber da denkerisch und in der dichterischen Anschauung eine Hochebene des geistigen Daseins, wo der neue Mensch geahnt, ja erschaut wird — wenn auch die Menschen dieser seiner Dramen noch am Heraufmühen auf diese Ebene zerbrechen. —

Wir können, nein wollen und müssen hier, in jedem Wort und jedem Gedanken, die religiöse Betriebsamkeit der Kirchen und Pastoren dahinten lassen (die nie ihre Zeit und ihre Künstler verstanden haben), wir haben dies Alles ganz allein aus uns zu begreifen.

Zunächst: wir haben hier von zwei Dingen zu reden, die wohl miteinander parallel gehen oder sogar eine Symbiose miteinander eingehen, aber gleichwohl zwei Dinge sind: Drama und Theater. ... Ich glaube, das religiöse Drama ist oder muß sein eine Sache vieler Einzelner, die der Kirchen, Sekten und Gemeinschaften satt sind, die aber gleichwohl auf Eins nicht verzichten wollen: auf den Ausgleich des Leids der Welt, auf die Verkündigung eines Evangeliums, einer Liebe, eines Glaubens an Zukunft, auf die Überwindung des Hier in einem Dort. ...

Haben wir das ausgesprochen, müssen wir uns auch klar sein, daß wir damit den Dichter, der heute zumeist nur ein Literat ist, der die Zeit und die Zeitgenossen geschickt ergreift, der ein geschickter Wortemacher ist, anders fundieren. Anders als die allermeisten der heutigen Dichter, aber nicht wesentlich anders als die großen Meister der Vergangenheit. Der Dichter, den ich meine, muß durchaus im Gehalt bei der Bibel, der Edda, der indischen religiösen Dichtung, dem Mittelalter stehen. Aber er muß, außer daß er ein religiöser Mensch, eine brennende Flamme Gottes ist, auch sein: ein vollendeter Künstler, ein vollendeter Dramatiker. Außer daß er mit seinen Gedichten, mit seiner Weisheit von Gott kommt und Erlösung bringen will — muß er ja das alles in der Zeitlichkeit und im Hier und sogar auf unheiliger Bühne sichtbar und erlebbar machen. Muß er ja auch, gerade weil er alles ästhetische Genießertum austreiben will aus der Kunst, die vollendetste sogenannte ästhetische Sinnfälligkeit, die adäquateste Schönheit seinem Werke gewinnen.

Aber: er kommt herauf aus den Tiefen des Daseins — er hat die Hölle gesehen, die der Angst und der Verdammnis. Er hat das Tiertum des Menschen gesehen. Den Widerstreit der Triebe, den Haß, die Schmach des Menschen am Menschen. Aber er wäre ja nicht der Dichter und der religiöse Mensch, wenn er nicht dem allen einen Sinn oder eine Verkündigung, eine Liebe, eine Weisheit, Erlösung wüßte.

Er wäre auch nicht der religiöse Mensch — und er wäre als Dichter nicht der Finder neuer Wege — wenn er nicht zugleich der Zweifler wäre, der sich hinstellt vor Werke der Vergangenheit und fragt: Muß das so sein? Und da er weder ein Pfaff noch ein Asket ist, hat er das Blut der Erde und Gottes heiliger Natur in seinen Adern kreisen. Er stellt sich vor das Leben und fragt: Müssen denn immer Menschen leiden? Und wartet der Antwort nicht, sondern antwortet selber: Schlagt die auf den Schädel, welche sagen, der Mensch muß leiden. Er will Raum, und dazu braucht er Reinigung. Vorerst ist das Leben zu reinigen von all den Ungerechtigkeiten, die offenbar sind. Es soll kein Mensch hungern, noch elend wohnen. Noch aus Mangel an Brot und anständiger Wohnung verkümmert werden an seiner Seele. Dies ist Angelegenheit des sozialen Staats, dies ist Angelegenheit eines selbstverständlichen Tuns von Mensch am Menschen. Dies ist fortan einfach Pflicht. Was in solcher Hinsicht einem Menschen fehlt, muß fortan von der Gemeinschaft erzwungen werden. Das haben wir Jahrzehnte schon so gefühlt — freilich ohne mutig genug zu sein, es auch zu erzwingen. Aber da unser ganzes Wesen seit langen Jahren solche Forderungen des sozialen Gewissens schon bejaht, kann der Dichter hier, in diesen Gebieten des Lebens, keine Dramen mehr finden. Und was von bisherigen Dramen in solchen Gebieten sich bewegt, das ist tot. — Mehr noch ist tot. Unser ethisches Gewissen hat die Jahrzehnte nicht geschlummert, oder wenn es geschlummert hat, ist es doch gewachsen. Es steht heute da und sagt: Der Mensch soll die Schande vom Menschen nehmen! Christ vor zweitausend Jahren sprach schon so; hätten wir Christentum statt Kirche gehabt, säße das jetzt fest und unverrückbar in den Schädeln der Menschen! Die Gemeinheit der — ach — so Ehrbaren, nicht zuzugeben: daß Kinder immer von Gott sind und also ein uneheliches auch keine Schande! Daß Schicksal und Not mannigfacher Art — nicht Schande und Selbstverschuldung — sondern eben Schicksal und Not sind. Nur die Gemeinheit spricht: Weil du, Mensch, in Schicksal und Not gekommen bist, ist das Beweis, daß Gott wider dich ist! — Maria Magdalena, die Tragödie, ist tot. Ganz und gar tot. Wir wissen heute, daß der Alte, der seine Tochter in den Brunnen jagt, ein ehrbarer Narr ist.

Jubelnd begreift der Dichter, daß es eine Überwindung der Tragödie gibt — zum mindesten in vielen Fällen. Er ist vorsichtig genug, ihre Möglichkeit für manche Fälle noch offen zu lassen. Aber er weiß nun schon, daß der Untergang des Menschen im Drama, also die Tragödie, in so vielen Fällen nur deswegen geschah, weil die Menschheit bislang so vielem Schicksal einen Sinn nicht ersah. Daß aber nunmehr dort, wo zu Menschen, die aus Schmerz oder Schicksal nicht mehr leben mögen, ein großer guter Mensch tritt, der da sagt: Du brauchst nicht zu sterben, auch darfst du noch nicht, und daß da der Mensch nicht untergeht. (Aber wie gesagt, er ist vorsichtig genug, die Möglichkeit von Fällen offen zu lassen, wo die widerstreitenden Parteien eines Dramas nicht zusammen kommen, die eine oder beide untergehen, und also eine Tragödie noch geschieht.)

Ich knüpfe noch einmal da an, wo der Dichter — und religiöse Mensch — in Welt und Menschen schrie: Alles, was an äußerer und auch seelischer Not der Menschen zu lindern ist, das zu lindern ist Pflicht von heute an — dies ruf ich nicht als Dichter, sondern weil sattbäuchiges Pfaffentum seiner Pflicht vergaß, dies Jahrhundertelang zu rufen. ... Aber dann horcht der Dichter tiefer in sich und Andere und erhorcht trotzdem immer noch leises Weinen. Und weiß endlich, daß Etwas bleibt im Leben, auch wenn all das an Pflichtgemäßen zwischen Menschen geschieht, was möglich ist, auch wo nicht der Mensch den andern an sich leiden macht ... daß Etwas bleibt, das dann — wenigstens soweit wir heute sehen können — Element des Daseins ist: ein Schmerz und eine Tragik....

Da steht der Dichter auf, den Blick grad und weit und hoch — die Mienen zwischen Erschütterung und Glück schwankend, gedenkend eines Wortes eines Künstlers und religiösen Menschen (des „Einen"): „Das Glück der Auserwählten ist Leiden." Und wie sollten nicht letztlich alle auserwählt sein und leiden müssen! Nur daß dann Leiden nicht mehr Willkür und Feigheit und Unanständigkeit Anderer als „Grund" hat, — sondern innerste Notwendigkeit der Menschen untereinander ist. Das Menschendasein ist tragisch. ... Aber der Dichter verneint gleichwohl — die Tragödie. ... Gleichwohl. Er weiß: die reine blanke „Kunst" — einer streng geschlossenen Dichtform — ist nicht der Menschen letztes Ziel. ... Über diese Form der Kunst wölbt er ... Nachthimmel und Sterne und das große — Wunder, daß hier, im Spiel, aus Menschenhirn erdacht, mit Menschenhand geschaffen und von Menschen auf der Bühne dargestellt, letztlich Etwas aufsteht, — was noch meist nicht im Leben und in der tiefsten Tragik aufsteht, eine neue Schönheit, eine Schönheit, die über das hinaus geht, was bislang geschlossene Dichtform bot und bloßer Dichtergeist ersann: das Wort eines Weisen, das Hinwegschieben einer Wand vor der engenden Not der Herzen — und sieh: eine unendliche Weite tut sich auf — und unendlicher neuer Raum zu leben.

Das religiöse Drama ist auf dem Wege. In Manchen freilich nur erst dumpf erahnt. Immerhin erahnt. Es wird sein. Es wird die neuen Menschen vor sich vereinigen oder die, die auf dem Wege zu neuem Menschsein sind. Es wird die Sehnsüchtigen vor sich vereinigen, die neuen Raum zu leben suchen und brauchen. Es wird nicht anders denn bisher auch — vollendetes Drama sein —, wird aber ein Mehr haben: großen Stil, machtvolles Wort, Aufdecken von Gründen und Abgründen, Seligkeit und Süße des Worts und des Lösens und Erlösens. ... Lossprechen von der Schuld des Menschen (denn auch die Schuld wird immer wieder einmal da sein — aber nicht Vernichtung des Menschen in der Schuld). ... Und ein ungeheurer Glaube muß sich auftun im religiösen Drama der Zukunft, daß Welt und Leben — sowohl räumlich wie geistig-seelisch — immerdar Raum genug haben werden zum Leben — für einen Jeden.

Düsseldorf Karl Röttger

Hermann Stehr, der Dichter der Seele

So weit ich denk, war meine Jugend Kriegen
und notvoll Kämpfen aus Verfinsterungen,
Früh habe ich mich schon in Schuld verschlungen,
und meine Seligkeit wuchs aus Erliegen.

Doch immer, wie ich auch geweint, geschmachtet,
in tiefster Seele bin ich heil geblieben
und hab' demütig Großem nachgetrachtet.

In diesen Zeilen begreift Hermann Stehr sich selbst und sein Schicksal, und diese seine eigenen Worte geben wohl eine bessere Vorstellung von seinem Menschsein, als es irgendeine Beschreibung vermöchte. Nur ein paar kurze Worte über den Menschen seien dieser Skizze vorangestellt, die mehr von ihm als über ihn geschrieben sein soll. Hermann Stehr war einst katholischer Schulmeister in einem schlesischen Gebirgsort, verließ aber Amt und Kirche, um frei von jeder äußeren Bindung sich völlig seiner Kunst weihen zu können. Jetzt lebt er in Warmbrunn im Riesengebirge, wo er am 16. Februar dieses Jahres die sechzigste Wiederkehr seines Geburtstages feiern durfte.

Wir wollen an dieser Stelle nicht die Werke *) Stehrs würdigen, in denen er uns mit besonderer Eindrücklichkeit entgegentritt als der Darsteller des Lebens, das wir tastend und andeutend das Leben der Seele nennen. Wir fassen hier nicht seine Erzählungen und Romane ins Auge, von denen mir „Drei Nächte" und „Der Heiligenhof" besonders klar im Gedächtnis geblieben sind: „Der Heiligenhof", die Geschichte von dem Heiligenhofbauern und seinem blinden Kinde, dem Heiligenlenlein, das in seiner Blindheit so seltsam tief in das Wesen der Dinge zu schauen vermag.

Aber auch seine Lyrik, die Stehr als ein „Lebensbuch" uns schenkte, können wir nicht in ihrer Gesamtheit überblicken. Wir gehen hier nicht ein auf die Gedichte, die sein und lieber Menschen Schicksal zum Gegenstand haben, nicht auf seine Hymnen an das Vaterland, dem er sich innigst verbunden weiß ohne jegliche Phrase, und dem er darum auch Richter sein kann, wir gehen nicht ein auf seine Natur- und Liebeslieder. Vielmehr nehmen wir jene Dichtungen der Weisheit heraus, in denen der „Lebenskaiser" uns eine Sinndeutung gibt des Seins und des Sollens; denn das nennt ja Stehr selbst „das Höchste",

daß unser Geist die Rätsel klärt,
die durch die Seele er erfährt.

Wir brauchen hier nicht besonders auf die enge Verbindung von künstlerischem und religiösem Lebensgefühl zu verweisen. Trägt jede Aussage über das Göttliche schon symbolischen Charakter, so lieh doch im Besonderen die dichtende Kunst immer wieder dem Heiligen die Form, wenn es gedanklichen Ausdruck fand; man denke nur an die Gleichnisse Jesu oder an die Sprüche des östlichen Laotse. Vor allem aber ist es immer der Mystik aufgegeben, das Ewig-Eine, das sie kennt, im Bilde anschaulich darzustellen, wenn sie nicht in den dunklen Tiefen der Versenkung verharrt. In diesem Sinne verehren wir Hermann Stehr als Bildner der Seele.

Wußte Goethe schon, daß die Natur, geheimnisvoll am lichten Tag, nur durch Offenbarung sich dem menschlichen Geist erschließt, so gilt dies noch mehr von der Erkenntnis des inneren Lebens des Menschen. Stehr selbst würde freilich eine Trennung von „Menschengeist und All" in ihrem Wesen nicht billigen, denn

Du kannst den Geist des Alls vom eignen Geist nicht trennen.
Wie könntest du ihn sonst in deiner Brust erkennen?
Das All ist tausendfach und dennoch ganz in Frieden.
Durchs Dasein wohl getrennt, im Wesen ungeschieden.

Es sei aber auch der Grund von Mensch und Natur eins; erkennbar ist er nicht dem rechnenden, beweisenden Verstande.

Das Letzte kann die Logik nicht erspießen.
Des Scharfsinns Hunde kläffen allzulaut,
Daß sich geheimste Tore eilig schließen.

Es ist immer ein traumhaftes Erfassen, ein Ahnen, mehr ein Schauen als Denken, dem das wahre Wesen des

*) Von Stehr wurde bisher bei S. Fischer, Berlin, veröffentlicht: Auf Leben und Tod. Zwei Erzählungen. 1898. Der Schindelmacher. Novelle. 1899. Leonore Griebel. Roman. 1900. Das letzte Kind. 1903. Meta Konegen. Drama. 1904. Der begrabene Gott. Roman. 1905. Drei Nächte. Roman. 1909. Geschichten aus dem Mandelhause. 1913. Das Abendrot. Novellen. 1916. Der Heiligenhof. Roman. 2 Bde. 1918. Ein Lebensbuch. Gedichte aus zwei Jahrzehnten. 1920. Die Krähen. Novellen. 1921. Das entlaufene Herz. 1923. Im Verlag von Friedrich Lintz, Trier, sind im Erscheinen begriffen: Buchhalter Brindeisener und die gesammelten Werke des Dichters.

Seins zuteil wird. Darum richtet der Dichter „An einen Wissenschaftler" die Worte:

Du willst uns glauben machen, daß der Glauben
an Träume sei der Männermacht Erblinden,
daß nur Kindsköpfe in den Himmel finden,
in dem sich wölben bunte Wunderlauben.

Erhabnes naht sich den gebundnen Bahnen
als Traum, und nie gesehenes Erreichen
füllt erst die Seele als berauschtes Ahnen.

Wie das helle Bewußtsein die Welt- und Seelentiefe nicht ergreift, so läßt auch der helle Tag die Einheit mit dem Ewigen nicht leicht zu. Abendfriede und Nachtstille sind die Stunden der sinnenden Einkehr, die Zeit, da die Seele zur Ruhe kommt und sich löst von dem lauten Lärm des Tages nicht nur, auch von seinen Gedanken und seinem Wissen.

Verschwende nichts! Der Tag ist tiefre Nacht,
als wenn der Schlaf auf deiner Lippe lacht.
Nur selten gibt dir seine Bilderflucht
den letzten Sinn, den deine Seele sucht.

Je weitre Fernen du im Innern hast,
zu retten dich vor seinem wirren Glast,
je leiser seine Töne dich erreichen,
um so viel näher sind dir seine Zeichen.

Und jener rätselhafte und doch ganz sichere Urgrund, der sich der Ahndung offenbart, jener Sinn, der Weltall und Seele denkt und lenkt, er liegt, in sich eins, jenseits der Geschaffenheit.

Vom ewig Fert'gen, das die Dinge bildet,
sind du und ich und Alles die Erscheinung.
Das braucht die Form, daß seinen Sinn es koste,
und hat Geschaffnes doch nicht wesensnötig,
weil all sein Zweck im eignen Sein enthalten
und nicht in Ziel und Leben ist zerspalten.

Hinter und über allen Lebensformen verbirgt sich der Lebensgrund, der doch allein Wahrheit und Wesen ist.

Die Wahrheit und das Wesen glänzt
aus allem, was Gestalt umgrenzt,
und über alle Formen greift,
was unnennbar ins Leben schweift.

Liegt aber das Heilige jenseits der uns zugekehrten Lebensseite, die dem Begriff und seiner Polarität untersteht, so liegt es auch außerhalb von Spruch und Widerspruch, von Ja und Nein, außerhalb auch von Gut und Böse.

Und Bös und Gut und Glück und Not,
ich weiß es nicht zu trennen,
ich seh des Herrgotts Morgenrot
in allen Fenstern brennen.

Ob euer Ausgang dort und da,
ob klein ihr seid, ob Große,
ist man wahrhaft'ger Inbrunst nah,
ruht man im ew'gen Schoße.

Der Mensch aber entstammt in seinem innersten Kern jenem Grund der Ewigkeit, es lebt in stiller Verborgenheit in ihm ein Anteil am Göttlichen. Und Stehr vergleicht den Menschen der Muschel, die ihre Meeresherkunft nie vergißt.

Die Muschel, die dem Meeresgrund entzogen,
bewahrt das Brausen doch als leisen Ton,
und lauschest du, singt dir das Wellenwogen
traumhaft ins Ohr, das längst sie schon geflohn.

So durch Geborensein dem Meer entstiegen
der unerforschlich tiefen Göttlichkeit,
klingt in den Menschen immerfort verschwiegen
als leiser Ton der Sinn der Ewigkeit.

Die Besinnung auf diese Ewigkeitsverbundenheit, die dem wahrhaft Wissenden gewisser ist als alle Gewißheit dieser Welt, macht allein „das Glück" aus.

Und wenn das Leben dir
das Ewige verkündet,
ist mit dem Leben auch
das Ewige verbündet.

Die Welle stammt vom Meer,
das Kreislein von dem Teich.
Und willst du, stehst du hier
schon ganz in Gottes Reich.

Im Menschendasein verbindet sich die Welt des Unendlichen und des Endlichen;

denn du bist ewig ohne Maß
und auch zugleich das Stundenglas.

Wir sind dem Himmel gleich, der unwandelbar ist seit Ewigkeit und doch, blickt man zu ihm auf, in Wirbeln rastlos fortgerissen wird. Und nur weil in uns Ewiges und Zeitliches sich eint, nur weil wir in unserm eigentlichen Selbst ewig sind, darum vermögen wir den Wechsel in der Erscheinungswelt, das Spiel der Welt zu verstehen.

Wie kann ich wissen, daß ich leb und sterb,
wodurch weiß ich von Blühen und Verderb?
Nur, weil ich wandellos im Tiefsten bin
und in mir trage alles Lebens Sinn.

Dem unendlichen Tanz des Lebens singt der Dichter sein „Kreislied":

Geboren im Drehen, geschieden im Tanz,
es haftet und pflügt sich durch Schatten und Glanz.
Aus Wirbeln entglommen, in Wirbeln verweht,
Das ewig und niemals Gewesene entsteht.

Das Wunder der Gestaltung, des Gestaltwerdens des ewig Ungestalteten, das ist vielleicht die Grundfrage von Stehrs Weisheitslyrik. Daß das Ungeschiedene in die Geschiedenheit tritt, daß das Widerspruchslose in der Welt des Widerspruchs erscheint, die Inkarnation des Göttlichen ist das unbegreifliche „Weltgeheimnis":

Sieh! es erfüllt sich jeden Augenblick
des Weltalls unbegreifliches Geschick,
daß Gott aus seinem Himmel niederschwebt
und als Gestalt sich aus der Erde hebt.

Was niemals sprechbar, nie durchs Wort gebannt,
als ew'ger Traum sich überm Geiste spannt,
schaust du in tausend Bildern ausgedrückt.
Du nennst es stammelnd Gott und bist entzückt.

Wie es möglich ist, daß Gott Mensch wird, das gehört in die Sphäre des Geheimnisses vom Göttlichen selbst und ist so wenig wie dieses faßbar. Das Wunder des Lebens bleibt stets Wunder, und nur die Schlacken gleichsam des Lebens fassen wir.

Du lebst, und unsichtbar bleibt dir dein Leben.
Was du erfaßt von deinem Erdenstreben,
gilt mehr nicht, denn als Stein und Sand,
die Meeresfluten spülen an den Strand.

Und dennoch wissen wir in aller Gewißheit, daß in allem Wandel sich das Eine wandelt, daß Leben und Tod Rhythmus und Pendelschlag sind eines höhern Seins, aus dem wie alles Gestalthafte auch der Sterblichen Geschick fließt. Das Ewig-Fertige ist der tiefste Sinn, der zur Formung kommt in der Welt der Geschaffenheit. Zu diesem wahren Sein aber gelangen wir allein durch die Pforte und den Weg dieses Lebens:

Das Leben trennt uns wohl von diesem Sein
und führt uns doch alleine zu ihm ein.

Die verborgene Lebensmelodie, die der sichtbaren Wandelhaftigkeit Ton und Klang gibt, sie prägt dem Menschenleben ein Gesetz auf, das Gesetz des Weges, den Jeder zu gehen hat. In der Harmonie, in dem Zusammenstimmen des Lebensganzen zu einer Einheit besteht der Zusammenhang, der Sinn des Lebens. Darum ist der Weg selbst allein Ziel.

Es gibt kein Ziel als nur den Weg allein.
Denn, soll das Ende nicht dein Leben narren,
so schiebe selig weiter deinen Karren
und laß das Ziel des lieben Herrgotts sein,
weil ihm nur dieses Daseins Gründe gehen ein.
Kein Mensch kann Nahrung schaffen. Fertig aus der Hand
der Götter fließt uns zu der Arbeit Pfand,
das wir nur wandeln, niemals aber machen.
Und so auch sind die unsichtbaren Sachen.
Man bringt nicht Ewigkeit hervor, indem man denkt.
Sie wird uns von der Seele her geschenkt.
Wir sind wie Bronnen, drein das Wasser fällt,
wie flücht'ge Blumen, die die Sonne schwellt.
Und wenn wir singen, wandelt ew'ger Sinn,
der Meer und Sterne wirbelt, durch uns hin.

Sei viel — es ist die Form, irdisch zu darben.
Voll nichts — du bist das Haus der vollen Garben.
Bewußtsein ist die Art, der Allwelt abzusterben;
löschst du dich aus, dann wirst du dich erwerben.
Ziel! Ziel! — Die Größten wußten nichts,
als einzusaugen Ströme ew'gen Lichts.

Hier aber ergibt sich eine Forderung, ein Sollen. Vollkommenheit ist erst dort, wo Gestalt ist. Die schrankenlose innere Welt ist vollendet nur in der begrenzenden Form der Persönlichkeit.

Nur was gestaltet, ist gedrungen
wahrhaftig in den Geist.
Denn in den Dämmerungen
und sei'n sie noch so blühend, reißt
niemals der Mensch sich zum Besitz
den Strom des Lebens draußen und die Flut,
die ungesehn als Seele in ihm ruht.

Der Richtschnur gilt es zu folgen, dem Gesetz, das jeder menschlichen Sondergestalt in ihrer Weise gegeben ist. Nicht einem starren Gebot soll der Mensch Gehorsam leisten, sondern sein Ich zur Entfaltung bringen, allen Wandlungen seines Menschentums sich hingeben.

Wer nichts tut als seines Wesens Pflicht,
kriegt umsonst dazu noch Gott und Licht.

Nur ein Gebot gibt es, die Forderung des eignen Seins, des eignen Maßes: Sei du selbst!

Glaube aber nie den fert'gen Lehren,
flieh die Sichern auf den ew'gen Stühlen,
sei voll Unruh stets dein eigner Wächter.

Was du suchen mußt und was entbehren,
kannst nur du mit deiner Seele fühlen.
Werd nur an dir selbst nicht zum Verächter.

Die uralt-ewige Maxime der Selbsterkenntnis ist auch hier gefordert, wo es heißt, im Gleichklang des Selbst zu leben, in der eignen Person die Gesetzmäßigkeit des Alls neu zu erschaffen. „Der Erkenntnis kühlen Brand" soll der Mensch in seines Lebens formlos bunte Massen tragen.

Doch deines Wesens zeitliche Gestalt
hat ihr Gesetz, das du durch die Geburt
empfingst und dem du bist verpflichtet.
Erforsch es fühlend, lerne es beherrschen.
Das Urbild ists der äußeren Gestalt.
Wie du dem Maße seines Zwangs gehorchst,
erscheinst im Gleichklang du den andern Wesen,
die mit den Sinnen fassen deinen Sinn.

Zahl mit der Münze, die Geburt dir prägte,
und ohne Kampf erhälst du, was dir frommt:
Soviel an Liebe, wie du brauchst, den Frieden
mit deiner Welt und mit dir selbst, und was
dir nicht gemäß ist, daran geh vorbei.

Weisheitsfülle, reichste Erkenntnis des Selbst und des Seelengrundes hat für Stehr der Greis. Er lebt fast völlig in jener Stille,

von der wir in der Seele Schoß
ein Ahnen fühlen glückvoll, groß.

Deshalb läßt der Dichter einen Greis, der schon ganz im Wesen steht, jenen Monolog sprechen, in dem Stehrs Erkenntnis des Lebens und des Lebenssinnes wohl ihren schönsten Ausdruck fand. Mit einigen Versen aus diesem „Monolog des Greises" soll darum diese Skizze schließen.

Und jetzt das Letzte, was ich euch verkünde:
Aus jenem Urschoß, dem den Namen Gott
die Menschen geben, blüht auf die Gestalt
der Dinge als ein Sinnbild oder Gleichnis
des ew'gen Wesens, das sie schafft.
Dann so
ein zweites Mal blüht das Geschaffne aus
des Menschen Geist und nennt sich Traum und Denken,
bleibts im Verborgnen, Wort, formts sich im Munde,
und Werk, erstehts zum eignen Dauerleben.
Das Göttlichste am Menschen ist die Kraft,
die Schöpfung sich ein zweites Mal zu schaffen.
Drum soll sich heiligen Jeder, welcher denkt
und spricht und wirkt, damit in allem so,
was von ihm geht, Gott wohnt, wie in den Dingen
das Heiligformende sich selber bildet.

Marburg Viktor Ernst

Herrmanns Dogmatik

§ 40. Die Schuld

Durch den Glauben erkennen wir nicht nur das Wesen der Sünde und ihre Anfangsform, sondern auch ihre gegenwärtige Wirklichkeit in uns selbst. Wenn der Gott sich uns offenbart, von dem die Heilige Schrift redet, sehen wir in uns selbst und um uns her Herrschaft der Sünde. Eine deutliche Anschauung von der Wirklichkeit der Sünde gewinnen wir also nicht schon aus unserer sittlichen Erkenntnis, sondern erst dadurch, daß Gottes Wirklichkeit sich uns selbst enthüllt. Erst durch die Anschauung der Macht des Heiligen in der von uns erlebten Offenbarung Gottes wird uns unsere eigene Unreinheit und Ohnmacht deutlich. Alle Menschen, denen Gott sich offenbart, sind daher einig in dem Bewußtsein von der allgemeinen Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts, wie es in der Heiligen Schrift sich ausspricht. Damit ist aber nur die Tatsache der allgemeinen Herrschaft der Sünde anerkannt, nicht dagegen ihre Notwendigkeit behauptet. Denn in der Heiligen Schrift verbindet sich durchweg mit dem Bewußtsein der Sünde der Gedanke der Schuld, und dasselbe können wir bei uns feststellen.

Für unseren Glauben ist der Mensch, wenn er auch noch so sehr gesunken ist, ein freies Wesen, weil Gott sein Vater sein will, der nur mit den wahrhaft Lebendigen oder mit freien Personen Gemeinschaft haben kann. Ebenso fest ist der Gedanke der Freiheit in dem sittlichen Bewußtsein begründet, das die unbedingte Geltung des sittlichen Gesetzes erkennt. Wir können daher nicht anders, als die Tatsache der Sünde bei uns und Anderen auf die freie Entscheidung des Willens gegen Gott zurückführen, der die lebendige Macht des Guten ist. Diese Urheberschaft des Menschen an seinem sündigen Zustand nennen wir seine Schuld.

In der Anwendung des Schuldbegriffs ist aber immer noch ein zweites Moment zu erkennen. Wir bezeichnen mit dem Wort Schuld auch das Verhältnis des Sünders zu der Macht, die er durch seine Übertretung des Gesetzes verletzt hat. Wenn wir nun auf dem Gebiet des Rechts von Schuld reden, so haben wir die Vorstellung, daß durch eine Handlung die unpersönliche Gewalt des Staates verletzt ist. Daraus folgt wieder, daß Strafe verhängt werden muß, damit die gestörte Ordnung wiederhergestellt werde. Die so verstandene Schuld gilt als getilgt, wenn die Strafe vollstreckt, oder auch, wenn sie durch einen Gnadenakt der Obrigkeit erlassen ist. Ganz anders dagegen ist es, wenn der Mensch seine Handlung als eine Übertretung des sittlichen Gesetzes oder des Gebotes Gottes erkennt. Das sittliche Bewußtsein, das in solcher Weise die Wahrheit des sittlichen Gesetzes sich selbst feststellt, trägt infolgedessen in sich den unentrinnbaren Zwang, sich selbst verurteilen zu müssen, erwartet also dieses Urteil nicht erst von einem Andern. Dieses Schuldgefühl des sittlichen Bewußtseins wird aber noch verstärkt, wenn die Wahrnehmung hinzutritt, daß wir durch unsere Sünde von Personen, an deren Liebe uns gelegen ist, innerlich geschieden sind. Das gilt besonders von dem Verhältnis des frommen Menschen zu seinem Gott. Wir wagen nicht mehr, Vertrauen zu Gott zu fassen, wenn wir uns sagen müssen, daß unsere Beschaffenheit und unsere Art zu leben seinem allmächtigen Willen widerstreitet. Erst wenn wir diese Unmöglichkeit, Gott zu vertrauen, erfahren, haben wir das religiöse Bewußtsein der Schuld. Von dieser Last der Schuld kann uns offenbar keine Anstrengung, uns zu bessern, frei machen. Denn durch das Gefühl der Schuld gegenüber Gott wird ja dann der Mut ein neues Leben anzufangen, in uns gelähmt. Der Sünder erlebt dann in dem inneren Zwang, sich selbst verurteilen zu müssen, die Tatsache, daß Gott ihn von sich scheidet. Denn die Macht der Wahrheit ist die Macht Gottes. Wilhelm Herrmann †

Reutlingen und Bielefeld-Bethel

1. Zum Reutlinger Kongreß

Über beide, den Evangelisch-Sozialen Kongreß und den Kirchentag, ist schon in voriger Nummer Einiges gesagt worden. Es mag einem, der beide mit erlebte, gestattet sein, noch seine Anmerkungen hinzuzufügen.

Man kann Reutlingen 1. betrachten vom Kongreß aus, von seiner Geschichte her und im Interesse seiner künftigen Entwicklung, und man kann es 2. betrachten als lokales, für diesen Ort wichtige Begebenheit.

1. Als Kongreßmitglied, das nun zum 30. Mal an dem Treffen teilnahm, kann ich nur sagen, daß das Programm und seine Leistung der Vergangenheit durchaus würdig war. Wenn Dr. Raabs Vortrag über „Ethik und Sozialpolitik" den meisten Zuhörern zu schwer war, so spricht das gar nicht gegen den Vortragenden und auch nicht gegen das Programm: ein solcher Kongreß muß schwere Speise bringen, und wenn die Zuhörerschaft das nicht verträgt, so liegt der Fehler dann nur an Ort und Gelegenheit. Raabs Vortrag war so durchsichtig und von solcher Sauberkeit der Sprache, daß er jeden einigermaßen Empfänglichen fesseln mußte. Er bot ein Meisterstück von Disposition und Definition; Begriffsbestimmungen, die sich einem für immer einprägten (z. B. Politik = Machtveränderung); und wenn die Beziehungen zur Praxis nicht ausgeführt wurden, so spürte man doch andauernd, daß sie vorhanden waren. Er sprach kurz! Das war doch auch eine Tugend. Man will junge Mitarbeiter in den Kongreß hinein, man ruft nach Nationalökonomen. Hier hatte man beides. Freilich, im Hauptberuf ist er Philosoph (Privatdozent in Gießen). Aber zugleich steht er mehr wohl als irgendeiner der in Reutlingen Anwesenden als „Leiter der Arbeitsstätte für sachliche Politik" in der praktischen Sozialpolitik drin. So sprach er ausdrücklich „als Philosoph und Politiker". Ich bin gewiß kein Philosoph, aber ich habe mich doch ein wenig geschämt, daß das nun auch für akademische Zuhörer zu starke Kost sein sollte. Man wird ja lesen! Es war genau, was der Kongreß zu seinem grundlegenden Vortrag brauchte. Ein Mangel nur, der sich rächte, daß keine Leitsätze vorlagen. Das durfte in diesem Fall nicht sein. Mit um deswillen zerflatterte die Aussprache. Sachlich mochte an dem Vortrag das programmatisch Evangelisch-Soziale vermißt werden. Aber das konnte man von dem Vortragenden, der doch als ein Neuling in diesen Kreis eintrat, nicht erwarten. Man mußte im Gegenteil erwarten, daß er als ein Neuling die Vertreter des alten Programms auf den Plan rief. Schließlich war die Aussprache nicht schlechter als auf manchem früheren Kongreß; es bleibt nur eben schade, daß die gebotene Grundlage nicht ganz anders genützt wurde. Ich denke aber, es werden die Verhandlungen auf Grund des Gedruckten erst recht fortgeführt werden.

Verfolgt man weiter die Tagesordnung des Kongresses, so reihten sich die beiden andern Themen nach bewährter Tradition aufs beste an. „Die Wirkungen der Industrialisierung auf die Gemeinde" und „Gegenwartsnöte und ihre Wirkungen auf das Familienleben". Über jenes Thema sprachen Pastor Dr. Cordes von Wilhelmsburg-Reiherstieg und Arbeitersekretär Springer aus Stuttgart; über dieses Frau Helene Glaue aus Jena. Lauter treffliche Vorträge, aus der Praxis für die Praxis, und doch schlechterdings bestrebt, den Dingen auf den Grund zu gehn, Ursachen und Motive herauszuheben, Urteile zu klären, Fingerzeige und Mahnungen für die Weiterarbeit zu geben. Cordes und Frau Glaue sprachen zu lang und sind insofern mitschuldig, wenn ich nun fortfahren muß: vom Standpunkt des Kongresses aus geschah das Unerträgliche, daß nach den zwei Vorträgen über Industrie und Gemeinde von jeder Diskussion Abstand genommen wurde (aus lauter Dankbarkeit natürlich; sicher war man dankbar, aber weil müde) und daß nach dem Vortrage über die Familie den Rednern und Rednerinnen ein Dreiminutenzwang auferlegt wurde (man mußte zum Zuge nach Lichtenstein). Beides verstieß arg gegen die gute Sitte des Kongresses. Es war sehr schön in Lichtenstein, aber — vom Standpunkte des Kongresses gesehn — durfte das Vergnügen nicht so teuer erkauft werden.

Unserm Vorsitzenden soll damit kein Vorwurf gemacht werden. Pfarrer Herz in Leipzig-Gohlis, Generalsekretär und Vorsitzender, Alles in Einem, leitete mit voller Kraft und meisterhafter Handhabung den ganzen Kongreß. Wenn man auch ernstlich darauf bedacht war, den vakanten Präsidentenstuhl endlich zu besetzen, so war da kein Mangel seinerseits die Ursache, sondern daß er die Last und Verantwortung nicht länger allein tragen darf, und daß es sich einfach gehört.

2. Mit dem Vorsitzenden Herz werden ja auch die Reutlinger zufrieden gewesen sein; ob und inwieweit mit den Vortragenden, darüber hat man seine gelinden Zweifel mit hinweggenommen. Als lokale Veranstaltung war der Kongreß sicher ein Experiment. Ich war immer dagegen, daß wir nach Reutlingen gingen. Der Kongreß gehört nicht in die kleineren Städte, mögen sie noch so schön, wirtschaftlich belebt, kirchlich und gastfreundlich sein. Er ist nicht dazu da, irgendeine Stadtgemeinde zu erfreuen und zu befruchten. Wäre er es, dann müßte er sich auf ihre geistige Lage, auf ihre Bedürfnisse einstellen. Das kann und will der Kongreß nicht. Daß wir in Iserlohn wieder anfingen, war gut. Unter der gütigen Hand des Herrn Menrath und seiner Genossen mochten wir dort den ersten tastenden Schritt tun. Es geriet. Und so mußten wir tapfer vorwärts. Wir mußten in Stuttgart tagen.

Wiederum erwächst daraus kein Vorwurf den Reutlingern und ihrer Vertretung. Es ging uns sehr wohl in Reutlingen, und alles, was vom „Festort" aus zu leisten war, klappte vorzüglich. Auch der Begrüßungsabend! Nur der Volksabend klappte nach. Was er auch Gutes bot (ich denke an die Rede des blinden Klavierstimmers Hahn aus Stuttgart, und an den massenhaften Besuch): es fehlte ihm jede Beziehung zum Kongreß! er hätte genau so in Abwesenheit des Kongresses abgehalten werden können.

Ein Besonderes dieses Kongresses war die Predigt von D. Mahling, die ihn einläutete. Ohne sie wäre der Kongreß nicht gewesen, was er war. Da saßen wir gleich ergriffen unter der Kanzel, Einheimische und Hergelaufene. Das Protokoll darf ohne die Predigt nicht erscheinen.

Alles in Allem: dem dreißigmaligen Besucher des Kongresses fällt beim Rückblick auf die vielen Zusammenkünfte das Wort ein von der „geprägten Form, die lebend sich entwickelt", und wie es dann heißt: „Die strenge Grenze doch umgeht gefällig ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt." Man bedenkt sinnend die Wandlung der Zeiten, die Lebenskraft der einst geprägten Form, das Zufällige und das Bleibende. Man sieht sich um, wo Neues, Junges, Gleichberechtigtes, Besseres emporwächst. Man nimmt mit Trauer wahr, daß ein andres Geschlecht sich zurückhält, niedre und höchste Kritik übt, aber man empfindet diese vorläufig als unfruchtbar. Wir vom alten Kongreß wollen es gern mit Joh. 3, 20 halten; aber wir müssen da erst etwas zunehmen sehen, dem wir abnehmend gerne weichen wollen. Die Sache läge minder ernst und verantwortlich, wenn die Jungen hinter uns nicht auch schon reichlich alt würden; wie lange werden sie noch auf ihre Zukunft pochen und uns auf ihre Zukunft vertrösten können? Schade, daß sie nicht ganz anders mit uns Hand in Hand arbeiten; aber solange sie das nicht tun, soll der alte Evangelisch-Soziale Kongreß getrost sich seiner Verantwortung bewußt bleiben.

2. Zum Betheler Kirchentag

Ich hatte wenig Neigung, nach dem Kongreß am Kirchentag teilzunehmen. Wäre Vertretung möglich gewesen, so wäre mein Vertreter nach Bethel gegangen. Die Ar-

beiten, die der Kirchentag vorhatte, schienen mir zwar verdienstlich und fördernd, aber der Mitarbeit von unsereinem nicht bedürftig. Ich bin nun doch froh und dankbar dafür, daß ich diesem Kirchentage beiwohnen durfte.

Was mir vor allem wohltat, war die einmütige Stimmung und Gesinnung, die hinsichtlich der sozialen Aufgabe der Kirche zur Geltung kam. Den 30 Mitgliedern des Sozialen Ausschusses mochte sich das besonders spürbar machen; aber von einer Gegenströmung war doch auch nicht im Geringsten etwas zu merken. Als guter Wille des vorbereitenden Kirchenausschusses lag der Entwurf einer Kundgebung vor. Unsre Leser wissen aus voriger Nummer, was daraus geworden, wie die Kundgebung verabschiedet worden ist. Mit geringen und doch nicht unwichtigen Änderungen kam der Entwurf zur Annahme. Man konnte dawider haben, daß der Text zu lang sei und darum keine Aussicht darauf habe, durch die Tagespresse, durch die profane Presse überhaupt zur erwünschten Publizität zu gelangen. Auch der treffliche EPD (= Evangelische Pressedienst) wird sie schwerlich erzwingen. Man konnte nur hoffen und Maßregeln ins Auge fassen, wie der Text an die Gemeinden heran, und in den Gemeinden durch erläuternde Verarbeitung zu ernster Wirkung zu bringen sei. Aber hinter dem langen Text und hinter seiner einmütigen Annahme stand ein so fester Wille, dem Kirchenvolke in dieser Stunde eben dieses zu sagen, eine so einmütige Stimmung und Gesinnung, daß jedes Bedenken gegen Länge oder Wortlaut dawider verstummen mußte.

Mit der Kundgebung zusammen standen die zwei Vorträge, die der Kirchentag hörte. Titius sprach über „evangelisches Ehe- und Familienleben und seine Bedeutung in der Gegenwart", Schoell über den „evangelischen Berufsgedanken und das Arbeitsleben der Gegenwart". Man konnte der Ankündigung gegenüber zweifeln, ob gerade eine solche Versammlung über „Familie" und „Beruf" Belehrung nötig hätte. Aber Titius erzielte durch starkes statistisches Material, Schoell durch den Ernst seiner Gedankenführung einen starken Eindruck. Die beiden Reden fügten sich mit der Kundgebung zu einem bedeutsamen Ganzen *). Irre ich nicht, so sollen die drei Stücke alsbald zusammen in den Gemeinden verbreitet werden. Jedenfalls war die Einheit im Geist für die ganze große Versammlung in dieser Orientierung so lebendig und herzlich gegeben, wie gewiß seit langen Zeiten nicht auf einer Kirchensynode. Auch fehlte nicht eine Probe auf die Tragweite des Entschlusses. Das „Dommeldinger System" kam zur Sprache. Es mußte verurteilt werden. Im klaren Interesse des Sonntags. Bergleute, die unter diesem System arbeiten, haben 42 bis 47 mal keinen Sonntag. Die Scheu, in ein fremdes Gebiet, das man nicht kannte, einzugreifen, meldete sich. Was wußten wir vom „Dommeldinger System"? Aber wir nahmen die kundigen Kollegen als vertrauenswürdige Zeugen und verwarfen diese Einrichtung.

Der Hintergrund von Bethel tat gewiß das Seine, den Kirchentag in dieser Verfassung zu erhalten. Aber es leistete doch der Kirchentag schließlich seine Arbeit, wie er sie an jedem Orte geleistet hätte. Und auch die Spannung eines inneren Konflikts fehlte nicht. Die extremen Lutheraner sorgten dafür. Ein kleines Häuflein, aber wir haben sie darum nicht verachtet. Beinah hätten wir um ihretwillen einen Tag länger getagt. Es handelte sich um das Gesetz, das dem Kirchentag zur Beschlußfassung vorlag, das „den Anschluß deutscher evangelischer Kirchengemeinschaften, Gemeinden und Geistlichen außerhalb Deutschlands an den Kirchenbund" ermöglichen sollte. Eine ausgezeichnete Arbeit von dem zweiten Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats D. Kapler samt Genossen, 20 Paragraphen, mit der Begründung 14 gedruckte Aktenspalten umfassend, getragen von der selbstverständlichen innersten Zustimmung Aller. Mußte die kleine Gruppe, unter Führung des Geheimrat v. Stieglitz aus Dresden, Gesandten a. D., Sorge haben, daß auf diesem Wege irgendeine lutherische Gemeinde in der Diaspora uniert werden könnte, und dem entsprechende Anträge stellen! Man kam ihnen in langen Verhandlungen und durch peinlich schonende Änderung des Gesetzentwurfs entgegen, aber schließlich stimmten sie doch mit ihren fünf oder sechs Stimmen gegen das Ganze.

Kirchenpolitik wird voraussichtlich auch auf diesen Kirchentagen immer getrieben werden. Sie ging diesmal jedenfalls auf leisen Sohlen. Die Teilung in drei Gruppen gab zwar zu Mißverständnissen Anlaß, hatte aber im Ernstfall nichts Kriegerisches an sich. Im Präsidium war durch die Wahl des Frh. v. Pechmann aus München, des Superintendenten Wolff von Aachen und des Pfarrers Luther aus Charlottenburg eine seltene Parität der Richtungen zum Ausdruck gebracht. Die Teilung in drei statt in zwei Gruppen wurde viel bemängelt: zwei schienen dem praktischen Bedürfnis zu genügen, aber auch die drei mochte für die parlamentarische Praxis einen Vorzug haben; jedenfalls bedeutete die Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht die Zustimmung zu einem theologisch-kirchlichen Parteiprogramm. Es war bei allem Anschluß an profanparlamentarische Sitte ein freierer Zug auch im Geschäftsgange, den sich der Kirchentag bewahren möge. Und der vornehme Charakter der ganzen Versammlung tat angesichts dessen, wie unsre profanen Parlamente sich heut gestaltet haben, wohl.

Wie viel wäre zu erzählen! So von dem Posaunenfest der Vereine von Minden-Ravensberg, das in der Waldkirche von Bethel stattfand, wobei Pastor Kuhlo 800 Posaunen dirigiert haben soll. Oder von dem schönen Gedenkakte am Grabe v. Bodelschwinghs, wo der mecklenburgische Landesbischof D. Behm das rechte Wort sprach. Oder aus der Rede seines Sohnes über die Wohnungsnot: wie er uns von einem Kinde erzählte, das ein Bild geschenkt bekam für seine Wand und es verlegen ablehnte: „Wir haben keine Wand!" und die Schwester ging hin und überzeugte sich: diese „Familie" hatte wirklich in ihrer „Wohnung" keine Wand, sondern nur Stricke!!

Ich will schließen mit der Erinnerung an den erhebenden Akt, daß am 14. die erste deutsche Freikirche an diesen Bund der sämtlichen deutschen Landeskirchen angegliedert wurde: die Herrnhuter Brüdergemeine. Vivat sequens.

Man wird Verfassungsfortschritte nicht überschätzen. Aber wenn man bedenkt, wie es noch vor Kurzem war, und was nun geworden ist, sagt man unwillkürlich: „Es ist ein Wunder vor unsern Augen." Martin Rade

*) Sie sind soeben, zusammen mit der Kundgebung, im Verlage des Evangelischen Preßverbandes, Berlin-Steglitz, Beymestraße 8, erschienen.

Nachwort zu dem vorstehenden, Vorwort zu dem nachfolgenden Artikel

Wir empfinden schwer die Stilwidrigkeit, daß wir den folgenden Artikel unmittelbar an den vorstehenden anschließen, und diesem wiederum unsre kritischen Bemerkungen sofort mit auf den Weg geben. Unsrer Tradition und Gesinnung würde es vielmehr entsprechen, jedem dieser drei Stücke seinen besonderen Raum und Rahmen zu vergönnen. (Wir wissen wohl, daß manche Leser diese Vorliebe dafür, jede Meinung zunächst einmal für sich wirken zu lassen, ehe man ihr, auch etwa von Redaktions wegen, kritisch zu Leibe geht, nicht schätzen. Aber daran ist nun, so lange wir das Heft in der Hand haben, nichts zu ändern.) Leider geht das in diesem Falle nicht. Das vierzehntägige Erscheinen unsres Blattes hält uns sehr auf. Wir können nicht das Votum von Fuchs, das uns heute am 29. 6. zugeht, erst am 31. 7. herausbringen, und können nicht unsre notwendigen Bemerkungen dazu erst unter dem 14. 8. folgen lassen. So bleibt uns nichts übrig, als alle drei Stücke in Eine Nummer aufzunehmen. Aber wenn es nicht zu viel verlangt ist, so möchten wir den Leser bitten, sie nicht auf einmal zu lesen, sondern sich und den verantwortlichen Verfassern die Wohltat zu erweisen, daß sie sich und ihnen eine Pause in der Lektüre vergönnen und zunächst einmal jedes Stück für sich wirken lassen. D H

Gedanken eines Sozialisten zur Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchentags „An das deutsche Volk"!

Erfreulich ist es, daß die Vertreter der evangelischen Kirche ihre Pflicht fühlen, gesinnungsbildend ins Volksleben einzugreifen. Wer soll aus sittlicher Zerrüttung zu klarem Urteil und fester Sammlung führen, wenn es nicht die Kirchen tun?

Schwer ist es für Vertreter der evangelischen Kirche so zu reden. Der katholische Bischof erläßt seine Hirtenbriefe aus der selbstverständlich festen Glaubensatmosphäre und Sittlichkeit heraus, die für den Katholiken zu gelten hat. Der Vertreter der evangelischen Kirche wird nur dann Autorität sein, wenn er dem, den er führen oder aufrütteln möchte, für sein eigenes Auge zeigt: „Hier ist der Punkt", für sein eigenes Gewissen! „Hier ist die Aufgabe, die Schuld." Wollen wir unserer Kirche zu dem sittlichen Einfluß helfen, den sie haben muß, so müssen wir Alles tun, um ihr den Punkt zu zeigen, auf den sie die Menschen hinzuweisen hat. Hierzu von unserer Seite zu helfen, soll folgende Kritik dienen. Wer sie so nimmt, wird ihre Notwendigkeit begreifen.

*

Der Kirchentag sagt Vieles, das uns, die wir uns von Jesu Geist weisen lassen wollen, wohl alle einig findet. „Wir sind vor Leben oder Tod gestellt." „Abfall von Gott und seinem Evangelium ist unsere Schuld und unser Verderben." „Die Rettung kann nur kommen, wenn unser Volk wieder Verständnis gewinnt für die von Gott gesetzte sittliche Ordnung und in bußfertigem Glauben den Weg zu der erlösenden Liebe Gottes in Christo zurückfindet." Es folgen die Worte über die Erneuerung der Familie und ihrer Heiligkeit, die christliche Erziehung, die Jugend, die soziale Frage. Hier das prachtvolle Wort, daß der Mensch unendlich wichtiger ist als alle Sachwerte. — Und doch, wenn wir die Ausführungen über alle diese Fragen im Einzelnen prüfen: Sind das Ausführungen aus jener tiefen Erschütterung: „Wir sind vor Leben oder Tod gestellt"? Wird hier wirklich ein untergehendes Volk zum Evangelium Jesu in der vollen Verantwortung hingewiesen, die eine solche Aufgabe erfordert?

*

Diese Ausführungen über die soziale Frage wären eine Großtat gewesen — vor 20 Jahren — heute — gerade weil der Sozialismus in Deutschland eine Niederlage erlitten hat — ist es unmöglich, so selbstverständlich aus der Voraussetzung zu sprechen, daß die Versöhnung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch stärkere Menschlichkeit der Gesinnung auf dem Boden der kapitalistischen Weltordnung geschehen werde und müsse. Hat Niemand auf dem Kirchentag gefühlt, wie ganz aus der Stimmung wohlwollender Vertreter kapitalistischer Gesellschaft diese Ausführungen gegeben sind? Also aus Partei und Klasse heraus! — Glaubt man dadurch die Arbeiter überzeugen zu können, daß Christentum nicht eine Partei — und Klassensache sei? — Die Tatsache, daß für etwa die Hälfte ihrer Kirchenglieder — vielleicht noch viel mehr, denn wie viele, die zu „bürgerlichen" Parteien zählen und wählen, sind innerlich, ideell Sozialisten? — ein neues, gewaltiges Ideal der Umordnung der Gesellschaft aufsteigt, ein Ideal, das dem Geiste Jesu sicher näher ist als das heutige: diese Tatsache existiert für den Deutsch-evangelischen Kirchentag überhaupt nicht. Oder ist sie berührt in jenem Worte von der Arbeiterschaft, „die Vieles zerrinnen sieht, was sie geglaubt und erhofft hat"? — Es wäre tragisch, wenn die Vertreter der Kirche wirklich so kurzsichtig wären, daß sie aus dem vorübergehenden Zurückdrängen der ungeheuersten Zukunftsbewegung, die jemals durch die Welt ging, ein dauerndes Überwinden machten. So steht es doch nicht, in dem Augenblick, wo Rußland bolschewistisch ist und das englische Weltreich von einem der energischsten, klügsten und sittlich stärksten Sozialisten regiert wird, die je waren. Im deutschen Sozialismus vollzieht sich die Klärung und entschlossene Umwandlung zum demokratischen Sozialismus, der auf dem Wege der langsamen Reform zum Siege kommen will — aber rasch wird sich zeigen, wie ungeheuer seine Kraft ist.

Eine Kirche, die etwa denkt: „Nun habt ihr wohl die Fruchtlosigkeit eurer großen Hoffnungen erkannt, kommt, wir wollen innerhalb der alten Weltordnung euch sehr viel Recht zugestehen" — würde heute eine unbedingte Feindin des Sozialismus sein, und er würde ihre seine Massen innerlich brechende Gewalt fürchten und nach wie vor bekämpfen müssen. Sicherlich predigt eine solche Kirche auch nicht den Massen das Evangelium, sondern eine — vielleicht durchs Evangelium etwas veredelte — unbedingt widergöttliche Weltordnung. Die Weltordnung, die Arm und Reich, Herrn und Diener, solche die Zugang haben zu Schätzen der Bildung und solche, die ihn nicht haben, nebeneinander stellt, ist gottlos. „So soll es unter euch nicht sein" hat Jesus gesagt. Kann die Kirche dem Sozialisten zumuten, daß er eine Gesellschaftsordnung anerkennt, die Fürsten hat, mehr aus der Hölle als Herodes und Pilatus? Ich mute der Kirche als Gesamtheit nicht zu, daß sie uns das bedingungslos zugibt. Sie muß aber wissen und verstehen, daß es Menschen, Christen gibt, die so empfinden. So muß sie den Einen sagen: Soll die heutige Weltordnung bleiben, dann füllt sie mit Christi Geist, sonst müssen in ihr die Menschen verfaulen und sie wird stürzen mit den Völkern, die sie beherrscht. Sie muß den Andern sagen: Ihr glaubt, daß nur eine Umänderung der Weltordnung die Menschheit retten kann. Wißt, daß Jesus der Erste war, der den Gegensatz der Menschen als das Ungöttliche erkannt hat, und wißt, daß ohne Kraft und Weisung des Evangeliums euer Ziel sicher unerreichbar ist. Aber so reden muß die Kirche, daß man fühlt, sie schätzt das Zukunftsideal des Sozialisten als ein hohes und edles und fühlt dessen Zusammenhang mit dem Geiste Jesu. Dann kann sie mit Recht und sittlicher Wucht die Fehler aufzeigen, die dort zu finden sind, wo man ein so hohes Ideal mit kleinen menschlichen Schwächen und Instinkten verknüpft. Der Versuch, den Sozialisten vor seinen Fehlern zu warnen vom Boden der kapitalistischen Weltanschauung aus, muß mißlingen. Von uns aus gesehen, zeigt sich der Warner befangen in einer Weltordnung, die uns unerträglich scheint in ihrer Grausamkeit, menschen- und seelenvernichtenden Gewalt. Wie sollen wir glauben, daß der, der dies nicht empfindet, uns ein rechtes Wort zu sagen hat?

*

„Eigentum, wenn ehrlich erworben, ist nicht Diebstahl." Ist das Verkündigung des Evangeliums? Wieder diese Befangenheit in Vorstellungen einer sinkenden Weltordnung außerhalb der Verantwortung, die wir vom ernsten Menschen — um so mehr von Christ und Kirche — fordern. — Das Neue Testament sagt: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat." „Gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen." „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden." — In einer Zeit, wo ernste Christen bis zur Verzweiflung mit der großen Forderung dieser Worte ringen und den Weg suchen, sie mit den Aufgaben ihres persönlich-weltlichen Lebens zu vereinigen, darf eine Kirche nicht reden, als gäbe es hier kein Problem, oder als sei wirklich das Problem gelöst mit dem Ratschlag der guten, behäbigen Gewohnheitsethik „anvertrautes Gut"! — Und dies in einer Zeit und in einem Volk, wo nur der noch Eigentum hat, der zusehen konnte, wie den Andern das Eigentum zerstört wurde, ohne daß er die Pflicht fühlte, die Last mit ihnen zu tragen. — Ist auch jenes Eigentum nicht Diebstahl, das befähigt stärker zu sein als der Staat und seine Gesetzgebung, die Politik

des Staates zu sabotieren, eine Herrschaft aufzurichten über Tausende und Hunderttausende, die Presse aufzukaufen und dafür zu sorgen, daß Millionen die Tatsachen nur noch in bestimmter Färbung kennen lernen? — Gewiß, man konnte nicht von allen diesen schwierigen Dingen reden. Warum also dieser Satz, der eben so einfach hingestellt eine Ungeheuerlichkeit von oberflächlicher Mißdeutung des Evangeliums für unsere Zeit ist. Wer den Menschen das Evangelium so leicht macht, sollte mit den großen Worten sehr vorsichtig sein, die die Kundgebung einleiten.

*

Es gilt dasselbe von der Arbeit. Ja sie ist und soll sein pflichtmäßiger Dienst am Volksganzen und Befriedigung im Bewußtsein für das Wohl der Gesamtheit zu arbeiten. Auch wenn ich Bierbrauer bin, Schnaps brennen helfe, Luxustorheiten für gewissenlose Männer und Frauen herstelle, Schund, der den betrügt, der ihn kauft? — Wer zum Arbeiter zu reden wagt, der muß ihm auch sagen: Wir wollen dir helfen, alle Arbeit so zu gestalten und die Sinnlosigkeit dieser heutigen Arbeit zu beseitigen, der muß der heutigen Gesellschaft sagen: Entweder habt sittliche Kraft, das zu ändern, oder es muß der Sozialismus kommen. — Was ein führender Mann der kapitalistischen Welt, Walter Rathenau, sah, müßte doch auch ein evangelischer Kirchentag sehen. — Und wenn die Arbeit Körper und Geist völlig zerbricht? Wenn sie eben einfach Stumpfsinn, Sinnlosigkeit des Daseins bedeutet und nichts im Geiste übrig läßt als die brennende Gier, das Verlorene durch doppelten Lebensgenuß zu ersetzen? Alle, die dem Arbeiter helfen wollen, stoßen auf diese Schicht, die von nichts zu fassen ist als dem, was unmittelbare, rasche, heiße Lebenserfüllung verspricht, denn die Arbeit läßt ihnen nichts Anderes übrig. — Ein Kirchentag muß, wenn er von der Arbeit spricht auch dies sehen und den Führern des Arbeitslebens sagen, daß sie mithelfen müssen, dem entgegenzuwirken. Da stehen wir vor dem Achtstundentag. Kann ein Kirchentag schweigen von seiner unbedingten sittlichen Notwendigkeit — vor allem für die jugendlichen Arbeiter? —

*

Damit stehen wir auch vor der Frage der Familie. Man darf nicht von ihrem Zerbrechen reden, ohne der Gesamtheit zu sagen: Siehe, wie du die Grundlagen des Menschentums zertrittst und zerstörst! — Alles, was wir hier erleben, ist Folge einer ungeheuerlichen Unnatürlichkeit des Zusammenlebens — und Zusammenarbeitens der Menschen. Einzelne haben ein starkes Erbe aus der Vergangenheit durch gute Erziehung in sich und werden langsamer zerfressen. Aber wir dürfen uns nie in den Traum einlullen, als könne der Aufruf an das individuelle Gewissen hier etwas ändern. Solange die Überarbeit und die Öde der Arbeit, ihre Ziel- und Zwecklosigkeit den Millionen nur verzweifelte Lebensgier übrig läßt, solange wird das Menschentum und mit ihm kraftvolle menschliche Lebensgestaltung und Zukunft unsers Volkes getötet. Man gebe sich auch nicht der Täuschung hin, daß christliche Kindererziehung für die Massen möglich sei, solange ihr ganzes Leben umfaßt ist von unchristlichster Lebensgestaltung der Arbeit, der Freude, der Abhängigkeit.

*

„Gewiß folgen die wirtschaftlichen Ordnungen auch eigenen Gesetzen." — Richtig. — Nicht die Kirche soll Politik und Wirtschaft regieren, sondern die Menschen sollen sie gestalten, die in voller Kraft, Sachkenntnis und Verantwortung darin stehen. Aber die Kirche hat diesen und Allen zu sagen, daß kein Menschheitsgebiet gedeihen kann, das sich den göttlichen Ordnungen entzieht. Diese müssen in den Gewissen der Schaffenden und Gestaltenden lebendig sein. Sind sie es nicht, so wird ihr Tun ein zerstörendes. Eigengesetzlichkeit des Wirtschaftslebens, der Politik kann nie heißen: frei von sittlichen Gesetzen. Es kann nur heißen, daß das Sittengesetz für sie wirken muß nicht als äußerliche Gewalt, sondern aus dem Gewissen und durch das Gewissen der Gestaltenden selbst. Und heute müssen wir den Führern des wirtschaftlichen Lebens und der Politik ganz deutlich sagen, daß nicht Gelderwerb, Kolonien, Machtstellung das Erste ist, sondern körperliche und seelische Gesundheit, und daß, wer dafür kein Gewissen hat, von einem Volke rücksichtslos aus der Führung beseitigt werden muß, wenn das Volk Zukunft haben will.

*

„Kampf um den christlichen Charakter der Schule" — ja kann man darum kämpfen? Kann man den durch Kampf nehmen oder herstellen? Wieder eine jener Einstellungen! Hängt der christliche Charakter der Schule an äußern Ordnungen, die ein Ministerium, eine Volksvertretung oder der Zwang der Elternbeiräte schaffen können? — Ist eine Schule christlich, weil Religionsunterricht in ihr ist, und unchristlich, wenn er nicht ist? Oder ist der Geist des gesamten Schullebens das Entscheidende? — Mir dünkt, daß wir heute und seit Jahrzehnten, trotz Schulgebet, Religionsunterricht und andern „christlichen" Gewohnheiten, eine materialistische Schule hatten und haben. Wir erziehen Kinder zu Lebensfertigkeiten, zur Fähigkeit im Kampf ums Dasein ihren Mann zu stehen. Wir erziehen gute Beamte, gehorsame Untertanen. Wir erziehen nirgends den selbständigen Menschen und seine Verantwortung vor Gott allein und nicht vor Menschen. Unser Volk in den Traum einzuwiegen, daß es durch Religionsunterricht und Schulgebet „christliche" Schule schaffen könne, wenn wir nicht unsere ganze Schule und Erziehung aus dem Geiste herausreißen, der sie seit Jahrzehnten beherrscht, ist eine der gefährlichsten Dinge für ernstes Christentum. — Die Schule aber ist ein Stück des Volkslebens. Ist unser Volksleben von christlichem Geiste durchdrungen, dann werden auch christliche Lehrer in der Schule stehen, christliche Eltern ihre Kinder so erziehen, daß sie diesen Geist mitbringen, dann wird man nicht mehr um die Schule „kämpfen" müssen.

Aber der heutigen Schule, wie sie ist, das „Christliche" als äußere Sitte aufpressen wollen, ist eine jener Herabsetzungen des Christentums, die sich an der Kirche bitter rächen müssen.

*

Geist Jesu heißt überall die ganze Sache nehmen und die ganze Verantwortung verlangen. Es scheint mir, daß der Kirchentag aus einem Gewohnheitchristentum herausredet, das dem ungeheuren Ernste unserer Zeit und der ungeheuren Umwälzung, die sich vollzieht, nicht im Entferntesten gewachsen ist.

Von der Unbedingtheit des Evangeliums ist nichts in seiner Botschaft. Er verkündet das, was die Durchschnittsstimmung der deutschen „gebildeten" Welt aufzunehmen vermag. Denn Kirche und Pfarrstand sind — wie sie es seit 50 Jahren sind — Anhängsel der ganzen sittlich unreifen Haltung und Stimmung dieser „gebildeten" Welt, deren völliges sittliches Versagen unser Volk ohne Führung gelassen hat und läßt.

*

Daher kann man ja gar nicht auf den Gedanken kommen, dem deutschen Kirchentag auch nur zuzumuten, ein Wort über die Unbußfertigkeit der führenden Schichten des deutschen Volkes zu sagen. Daß Nichts, nicht diese ganz ungeheuren Katastrophen, die durch die Welt und über unser Volk gehen, nicht aber auch das Aufsteigen einer neuen geistigen Welt und Einstellung, das immer deutlicher sichtbar ist, diese Kreise aus ihrem materialistischen Gewalt- und Machtglauben herausreißen kann, ist ein entsetzensvoll erschütternder Vorgang. Daß wir eine Kirche haben, die es nicht einmal wagen darf von dieser Tatsache zu reden, verstärkt das unglückselige Schicksal un-

sers Volkes. Daß weite Kreise des Pfarrstandes und derer, die sich für die Vertreter christlichen Glaubens in unserm Volke ansehen, kritiklos von diesem Materialismus mitgerissen werden, ist schwere Not: Wo bleibt das Evangelium?

Kommt für das Aufsteigen der neuen Welt, deren Gestaltung deutlich dem näher zu kommen sucht, was Jesus uns zeigte, die deutsche evangelische Kirche noch mit in Frage, oder ist sie völlig satt und zufrieden mit dem von Christentum, das in der heutigen Weltgestalt wirklich geworden ist? — Hat sie dazu wirklich nichts mehr zu wünschen als einige Verbesserungen?

*

Ein wundervoll gewaltiges Erbe hat diese Kirche unserm Volk zu verwalten. Was über Luther her kommt an deutscher Erfassung des Evangeliums, gehört sicher zum Reichsten und Mächtigsten, was die Erdenwelt hat. Und die Kirche, die das verwaltet, steht außerhalb der Nöte und Aufgaben, die heute die Menschen erschüttern. Von ferner fremder Warte redet sie und aus unerschüttertem Geiste. — Wird die Form, die das reiche Erbe trägt, versinken und dem deutschen Volke das Evangelium wieder zugänglich werden durch die Quäker und andere Formen religiösen Ernstes und tiefen Erschüttertseins, die aus der Fremde uns leuchten?

Die Hüter unsers deutschen nationalen Erbes hüten ihre Schätze nur zu gut. Die Gefahr besteht, daß unser Volk sehr arm in die Zukunft geht und auch geistig von Fremden lebt, weil man ihm das Leben aus dem eigenen Erbe unmöglich macht.

*

Weil ich die Kirche, unsere kirchlichen Kreise aufrütteln möchte, das wundervolle Erbe als Kraft in die werdende Zukunft hineinzutragen, deshalb diese Kritik. Nichts ist furchtbarer, als immer wieder zu erleben, wie das Quäkertum ehrfürchtig vom deutschen Arbeiter beachtet, deutsches Kirchentum haßerfüllt oder lächelnd weggeschoben wird. Dies Wort des evangelischen Kirchentags kann daran nichts ändern, daß der deutsche Sozialist sich fremd fühlt, wenn der Geist der Kirche seiner Väter ihn berührt.

Eisenach Emil Fuchs

Der Kirchentag und der Sozialismus

Unerläßliche Randbemerkung zu den „Gedanken eines Sozialisten"

Ebenso ein persönliches wie ein redaktionelles Empfinden zwingt mich, dem vorstehenden Votum unsers Freundes D. Fuchs ein Geleitwort mit auf den Weg zu geben.

Zuerst, um meine Freude darüber auszusprechen, mit welcher Sicherheit und Geradheit sein sozialistisches Herz alsbald auf die Kundgebung des Kirchentags reagiert. Ich glaube in der Tat, daß von der sozialistischen Arbeiterschaft her und von Seiten derer, die vornehmlich für sie leben und denken, nicht anders darauf geantwortet werden kann. Wenn man innerhalb des Kirchentags und der Kirche sich irgendwo andern Hoffnungen hingeben sollte, so kann ein Wort wie dieses für solche Kreise nur eine heilsame Enttäuschung sein.

Aber nun zweitens: Fast sieht es so aus, als bedeutete die Kundgebung des Kirchentags für D. Fuchs eine Enttäuschung. Konnte und kann er denn Anderes, Besseres von dieser Seite erwarten? Ich bin froh, daß ich mein obiges Zeugnis für die soziale Gesinnung des Kirchentags niedergeschrieben hatte, ehe ich das Manuskript von D. Fuchs zu lesen bekam. Ich habe mich von vornherein diesen Kirchenvertretern gegenüber in einer völlig andern Stimmung und Erwartung befunden. Ja auch den Evangelisch-Sozialen Kongreß habe ich nicht viel anders eingeschätzt; dort hätte freilich, wenn Fuchs und seine Gesinnungsgenossen auf dem Platze gewesen wären — eingeladen waren sie — eine freie Aussprache stattfinden können, deren Eindruck von dem Verlauf abhängig gewesen wäre; aber so, wie er vorläufig im Zusammenhang mit seiner früheren Entwicklung wieder eingestellt ist, geht er — in all seiner Vereinsfreiheit — keinen wesentlich andern Weg als „die Kirche". Hätte Reutlingen eine „Kundgebung" erlassen, sie würde im Einzelnen vielleicht eingreifender, aber in der Gesamthaltung keine andre geworden sein.

Damit sage ich für Fuchs nichts Beruhigendes. Aber ich helfe dem Kirchentag gerecht werden. Der Kirchentag atmete die soziale Gesinnung derer, die keine Sozialdemokraten sind. Ein Teil der Abgeordneten mochte sogar der weitverbreiteten Meinung sein, daß die Sozialdemokratie abgewirtschaftet habe. Diese kurzsichtige Ansicht teile ich nicht. — Aber auch der andre Teil stand in der Tat unter der Erfahrung, daß jetzt für eine Weile die Aussicht der Sozialdemokratie, ihr Programm in die staatliche Wirklichkeit zu übersetzen, nicht vorhanden ist. Das große Los, das ihr am 9. November 1918 in den Schoß gefallen ist, hat sie schlecht genützt. Der Ursache dieses Versagens nachzugehn ist hier der Ort nicht. Genug, die auf dem Kirchentag Versammelten — und darunter doch wirklich Männer von Horizont — konnten unmöglich unter dem Eindruck stehn, daß eben jetzt die Stunde eines Sozialismus sei, wie ihn die Sozialdemokratie versteht und fordert. Wäre Fuchs in Bethel gewesen und hätte er seinen Glauben an den Sozialismus der Sozialdemokratie bekannt, er würde sicher mit innerer Anteilnahme angehört worden sein, aber kein zustimmendes Echo gefunden haben.

Die Männer des Kirchentags unterscheiden sich jedoch von ihrem Kritiker nicht nur darin. Sie haben freilich 1. den Eindruck, daß die Macht, will sagen die Übermacht, der Sozialdemokratie zur Zeit auf lange hin gebrochen sei. Sie machen 2., und das scheint wichtiger, der Sozialdemokratie, den moralischen Vorwurf, daß es ihr, wie sie war und ist, am rechten Sozialismus, dem Sozialismus der Gesinnung, fehle. Wieder ist hier nicht der Ort, diesen Vorwurf auf seine Berechtigung zu prüfen. Genug, es wird die fast einmütige Meinung der dort Versammelten sein. Widerspricht dem D. Fuchsens Enthusiasmus, so wird man ihm das zur Ehre anrechnen, aber darüber zur Tagesordnung übergehn.

Nicht ohne Schmerzen. Nicht ohne Resignation. Denn dies ist das Furchtbare an der Kundgebung, daß ich nun freilich in meinem Artikel nicht gesagt habe, das zu sagen mich aber Fuchs zwingt. Dieser Kirchentag und diese Kirche haben — 3. — schon auf die deutsche Arbeiterschaft verzichtet. Nicht natürlich auf die schon oder noch christlich eingestellte, die ja auch zwei oder drei treffliche Vertreter in Bethel hatte. Auch wohl nicht auf die Arbeiterschaft irgendwelcher deutschen Zukunft. Aber auf die heutige sozialdemokratisch geführte oder infizierte Arbeiterschaft. So wird wohl Niemand im Kirchentag sich der Illusion hingegeben haben, daß diese oder irgendeine Kundgebung auf ihre Masse heut einen Einfluß ausüben werde. Nach dieser Seite mehr oder minder resigniert, richtete man das Wort an die bürgerlichen Kreise, aus denen heute unsre evangelische „Kirche" besteht*).

Sieht man die Lage so, dann kann man unmöglich die Kundgebung mit radikal-sozialistischer Kritik richtig würdigen. Sie ist ein Zeugnis sozialer Gesinnung, wie sie in

*) Ich könnte auch sagen: an die kapitalistischen Kreise. Andre hat die Kirche heut nicht vor sich. Es sind ja darum gewiß nicht alle „Kapitalisten". Losung des Kirchentags also etwa: „Sozialer Kapitalismus"! Vgl. E. Foersters eben erschienene Broschüre. Die Kirche hat dabei das Gefühl, daß sie sich innerhalb ihrer Realitäten bewegt. Sie müßte entsprechend innerhalb einer marxistischen Welt mit der Losung auftreten: „Sozialer Sozialismus"! Aber man soll von ihr nicht verlangen, daß sie mit ihren Äußerungen eine Welt schafft, die noch nicht ist. Die „Kirche", die wir haben, evangelisch wie katholisch, kann das nicht.

besten bürgerlichen Kreisen heute vorhanden, möglich und zu wünschen ist. Fuchs erklärt sie für rückständig, um zwanzig Jahre. Das mag sein, und vielleicht kommt sie zu spät. Aber es kommt doch darauf an, wer hinter ihr steht und wie ernst es dem ist. Möglich, daß die evangelische „Kirche" Deutschlands, zusammengeschlossen im Kirchenbund, nur eine Kirche der Bürgerlichen ist und bleibt. Möglich, daß die Arbeiter nur damit dem organisierten Christentum erhalten werden können, daß sie sich als „Arbeiterkirche" organisieren. Wahrhaftig, man hat das vor zwanzig Jahren auch schon kommen sehen. So beklagenswert es wäre, im vaterländischen wie kirchlichen Interesse — das Ende der Tage wäre es noch nicht. Wer weiß, wie Gott der Herr uns noch führt. Auch die Schritte, die wir jetzt tun, unter dem Gebot der Stunde, sind nur Schritte. Die Kundgebung des Kirchentags ist keine Großtat; immerhin — sie ist das einmütige und herzliche Bekenntnis deutscher evangelischer Männer und Frauen von Beruf zu einem Sozialismus, der freilich zunächst innerlich gemeint ist, aber zum Ausdruck drängt. Ich kann, rein kirchengeschichtlich bedacht, darin nur einen dankenswerten Fortschritt erkennen. Martin Rade

Im Hausboot vor Hongkong

Reisebriefe aus dem Fernen Osten 5

An Bord der „Coblenz" in der Straße von Formosa, am 2. April 1924.

Nun sind wir in der chinesischen Welt, wenn gleich in Hongkong wieder auf englischem Boden. Als wir am 31. März um 6 Uhr früh an Deck kamen, fuhren wir bereits in belebtem Wasser. Viele chinesische Dschunken segelten hin und her, wie Gespensterschiffe, so fremdartig gebaut. Vorn sind sie niedrig und schmal, fast spitz, und hinten haben sie einen hohen, breiten Aufbau. Mächtige Segel, meist aus Reisstrohgeflecht, durch querbefestigte Holzstangen widerstandsfähiger gemacht, geben diesen flachen Ungetümen flotte Fahrt. Die ersten Inseln tauchen auf, darunter rechts eine mit Signalturm und großen weißen Häusern, links eine mit Panzertürmen, aus denen lange Kanonenrohre hervordrohen. Ein englischer Torpedobootszerstörer kommt uns entgegengefahren. Da erscheint links die große Hongkonginsel, Fabriken, hohe Häuser und einige Türme werden sichtbar. Wir sind in dem Meeresarm, der Hongkong vom Festland trennt und machen Hongkong gegenüber am Quai von Kowlun fest.

Wenn gutes Wetter ist, hat man von Kowlun aus — so sah ich es vor 14 Jahren — eine wundervolle Aussicht. Denn alle Inseln, wie auch das Festland, sind gebirgig, wenn freilich auch meist ganz kahl. Auf der Hongkong-Insel aber reckt sich steil über der Stadt der grünbewaldete höchste Berg, der Viktoria-Peak, 551 Meter hoch empor. Heute dagegen hängen dicke Wolken über allen Bergen. Der Peak ist nur bis zur halben Höhe frei, und das Festland ist wie mit einem Vorhang abgesperrt. Als wir am Nachmittag trotzdem mit der Drahtseilbahn zum Peak hinauffuhren, hatten wir zwar immerhin von etwa 250 Meter Höhe herab einen schönen Blick auf den Hafen, auch auf unser Schiff, das einem in den langen Wochen fast wie eine Heimat lieb geworden ist, hatten auch Freude an der üppigen Vegetation, den Palmen und den Azaleen-Blüten, den Bambusbüschen und anderen schönen Gewächsen, mit denen der Berg trotz seiner Steilheit bepflanzt ist. Aber höher hinauf war alles dies in Nebel gehüllt. Und nur einige Minuten lang, ehe neue Schwaden kamen, hatten wir vom Gipfel ganz frei einen herrlichen Blick in die jähe Tiefe.

So schön und lohnend es nun auch gewesen wäre, von hier oben das großartige Panorama in Muße zu genießen, so sind uns doch wichtiger als alle Schönheit der Natur die Menschen und ihr Treiben. Wir waren froh, daß das Wetter trocken blieb, so gab es unten genug zu sehen.

Wenn man von Kowlun her mit der Fähre nach Hongkong hinüberfährt, so liegt in breiter Ausdehnung, nach hinten stark ansteigend, das Stadtbild vor dem Beschauer. Was man zuerst sieht, ist eine total europäische Großstadt: hochragende Häuser, zum Teil Eisenbetonbauten, die bis zu acht Stockwerken aufgetürmt sind, bis ans Dach mit rundbogigen Veranden und im Erdgeschoß mit Lauben, Haus an Haus gereiht, ohne Zwischenräume, nur durch schmale Querstraßen unterbrochen, das ist das Hafenbild. Zwar liegen bis hoch hinauf viele Villen, Missionshäuser und Kirchen in Grün gebettet über der eigentlichen Stadt, aber der Raum hier unten für die mehr als 500 000 Menschen Hongkongs ist sehr knapp, eng an eng pressen sich die Gebäude zusammen. Zwei lange Straßen gehen, die zweite auch schon ziemlich hoch über dem Hafenquai liegend, parallel zum Wasser, und von ihnen aus klettern die kleinen Quergassen den Berg empor, soweit es irgend geht. Je weiter nach Westen und je höher hinauf, um so mehr tritt das Europäische zurück, und entfaltet sich mehr und mehr ein wohl europäisch beeinflußtes, aber doch echt chinesisches Stadtbild. Für das Auge ist das ja viel hübscher als die Nüchternheit und Schmucklosigkeit der zuerst durchschrittenen Bezirke. Hier sind die hohen Häuser geschmückt mit schönen Holzschnitzereien bis ans Dach; geschnitzte und vergoldete, wohl bis zu 10 Metern lange Firmenschilder hängen quer zur Hausfront auf die Fußgänger herab; die denkbar buntesten, groteskesten Reklameschilder, riesige, vielfarbige Bilder mit den gewagtesten Versprechungen verheißen vom Erwerbe der ausgestellten Waren das höchste Glück. „Edle Anstalt zur Pflege der höchsten Tugend" oder „Große Freudenhalle zur Eintracht", so nennen sich die Firmen; auch die europäischen Geschäfte nehmen in China solche hochtönenden Namen an. Oben quer über die Straßen und an den Fronten entlang hängen auf langen Stöcken und Leinen Unmassen von Kleidern und Wäschestücken in allen Farben zum Trocknen und grüßen flatternd hernieder. Laden an Laden, geschlossene oder offene Hallen, liegen unter den Laubengängen, die auch hier unter den Häusern sich hinziehen. Ein Menschengewimmel wie in einem Ameisenhaufen füllt die Straßen. Sänften, Rickschas, Fußgänger, Straßenhändler, laut ihre Waren ausrufend, Alles eilt hin und her. Aber Alles geht ordentlich und friedlich zu, und die sehr großen, stattlich und stolz an den Kreuzungen stehenden farbengeschmückten indischen Polizisten, die hier die Hüter der Ordnung sind, kräftige Söhne der kühleren indischen Berge, haben am Tage wenig Grund, von ihrer Macht Gebrauch zu machen. In unermüdlicher Emsigkeit gehen die Chinesen ihrer Arbeit nach, die der lebhafte Verkehr in dieser Stadt, die zu den größten Hafenplätzen der Welt gehört, ihnen wohl genügend darbietet. Man sieht auch in den winkligsten Gassen nur ordentlich gekleidete Menschen, kein Bettler ist zu erblicken und keine zerlumpten elenden Gestalten, wie man sie jetzt in Deutschlands Großstädten so zahlreich findet.

Ganz auffallend ist die Wandlung des äußeren Verkehrsbildes im Vergleich zu der Zeit des chinesischen Kaiserreichs. Damals trugen alle Männer den langen Zopf; nur Verbrecher, die so gekennzeichnet waren, und junge Revolutionäre hatten ihn nicht. Jetzt ist kein Zopf zu sehen. Einige Alte tragen wohl noch die langen Männermäntel und das runde Käppi der früheren Zeit, aber die Haare haben auch sie hinten ganz kurz. Man sieht jetzt viel mehr Frauen und Mädchen auf der Straße als früher. Aber alle gehen flink dahin auf gesunden Füßen. Nur ganz wenige bejahrte Frauen haben noch die elenden Krüppelklumpen. Die meisten Frauen tragen die für alle Arbeit so überaus praktischen, unsern Männerhosen gleichenden, unten weit und lose herabhängenden Beinkleider, die zusammen mit der einfach gearbeiteten, aber oft aus wertvoller Seide bestehenden oben geschlossenen Jacke, die zierlichen schlanken Figuren sehr gut kleiden. Andre tragen

zur chinesischen Jacke einen europäischen Rock, nur wenige sind ganz europäisch ausgeputzt.

Die Männerwelt zeigt einen stärkeren Einfluß des Westens. Auf dem ohne Scheitel hinten übergekämmten, vorn langen, hinten ganz kurzen Haar tragen die Meisten einen Filzhut, Andere gehen in bloßem Kopf. Die Arbeiter und Rickschazieher haben zu dem „Mantel" aus Reisstroh, der in breiten Strähnen niederhängend, nur kümmerlichen Schutz gewährt, den alten chinesischen, sehr breitkrempigen billigen Strohhut beibehalten, der die Schultern mit bedeckt und in der Mitte eine kurze Spitze hat. Sehr drollig sieht nach dem Fortfallen des Zopfes die Frisur der Knaben aus. Früher schor man ihnen den Vorderkopf kahl, und hinten wuchsen die Haare lang. Jetzt schert man ihnen den Hinterkopf kahl und läßt nur vorn oben auf dem Kopf die Haare in der Mitte lang wachsen und kämmt sie nach vorn in die Stirn. Oder der ganze Kopf ist rasiert, aber oben läßt man quer über den Schädel einen schmalen Streifen Haare lang wachsen, der wie ein Haarkamm sich abhebt. So zeigt der äußere Zuschnitt des Lebens eine wachsende Nachahmung des Westens. Doch überwiegt auch bei den Männern noch das weite, unten zusammengeschnürte chinesische Beinkleid und die Jacke aus dunklem Stoff den europäischen Anzug.

Im Übrigen darf man sich darüber nicht täuschen, daß das innere Leben dieser ungezählten Millionen umzugestalten, viel, viel schwerer ist. Es ist ja hier auch nur teilweise die Kleidung und allerhand ausländisches Hausgerät, was von unserm Leben angenommen ward. Das ganze sonstige Leben ist so echt chinesisch geblieben wie nur möglich. Den Garküchen entströmen noch die alten, uns sehr unangenehmen, fettigen Gerüche, dieselben Leckerbissen werden schmatzend mit den Händen verzehrt. Sie haben den alten, die Füße auf den Erdboden hinschleifenden lässigen Gang, sie spucken genau so viel wie früher auf das Pflaster oder wohin es trifft, sie hocken weiter in den unmöglichsten Stellungen zusammengekauert in ihren Geschäften oder auf der Straße, die Frauen und großen Kinder tragen die Kleinsten nach wie vor eingebündelt auf dem Rücken, sie zeigen auch die gleiche zufriedene Fröhlichkeit selbst, wenn sie in einem elenden Loch hausen und auf das dürftigste leben müssen. So ist das Straßenbild am Tage.

Ganz kraß drängen sich völlig andere Bilder hervor, als abends spät der Weg uns noch einmal in die Chinesenstadt bringt. Eine verschwenderische Lichtreklame lockt die Leichtsinnigen in die oberen Stockwerke vieler Häuser zu den zahllosen Vergnügungsstätten, die Tags tot und unbesucht dalagen. Grelle Musik aus klirrenden Becken, Violinen und quäkenden Flöten, stachelt laut auf die Straße schallend die Sinne an. Hunderte von Mädchen, in hochelegante, bunte Seidenstoffe gekleidet, oft noch Kinder, bieten sich feil an die Tausende von jungen Leuten und Männern, die hier gaffend herumstehen oder Zigaretten rauchend promenieren.

Dicht dabei aber, in all dem lauten Lärm liegen vor den jetzt geschlossenen Läden, unter den Lauben, auf dem harten Boden Mensch an Mensch, Körper an Körper, zur Nachtruhe hingelagert, Tausende der ganz Armen, die buchstäblich von Tag zu Tag von der Hand in den Mund leben und nicht einmal eine Schlafstelle haben in der ärmlichsten Behausung. Wo kommen mit einem Male diese vielen, vielen ganz Elenden her? Daß diese betriebsame Stadt, die am Tage nur sauber gekleidete Menschen zeigt, solchen Massenjammer birgt, das hätte man nicht gedacht. Aber wie Viele mögen aus dem von Bürgerkriegen zerrütteten, von Räubern geplagten eigentlichen China herwandern nach dem englischen Hongkong, wo Handel und Wandel blüht, in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen? Manche kommen wohl voran, Andere aber bleiben unten oder versinken ganz und müssen jeden Tag doch wieder um das Nötigste ringen. Des Nachts suchen sie dann Zuflucht im Schutz der Hausgänge unter den Lauben. Wie viele Rickschazieher mögen unter diesen vom Schicksal Geplagten sein, die völlig erschöpft, nun wenige Stunden ausruhen. Wie keuchen diese armen Menschenpferde vor den Wagen laufend! Und wehe ihnen, wenn sie am Abend dem Unternehmer, dem die Rickschas gehören, die Tagesmiete nicht zu zahlen vermögen. Diese menschenunwürdige Sklavenfrohn, daß ein Mensch den andern wie ein Tier ziehen muß, sollte von allen Menschenfreunden bekämpft werden. Es müßte doch dies vielgestaltige moderne Wirtschaftsleben diesen sich unfehlbar in wenigen Jahren zu Tode jagenden Menschen eine bessere Form der Arbeit geben können. Das ist fraglos etwas tief Tragisches, daß diese fleißigen, arbeitswilligen und so bescheidenen Menschen durch die Not ohne Ende durch immer neue Opfer hineingezwungen werden in diese totbringende Quälerei unter den Augen ihrer wohlhabenden Landsleute, der Missionare und der reichen Herren aus Europa.

Die haben hier freilich auch nicht nur spielend leichtes, reiches Glück, sondern leiden fast genau so schwer wie in den Tropen unter dem heißen Klima und haben meist müde, blasse Gesichter, jeder Frische bar. Wohl ist China der größte Absatzmarkt der Welt, und man hat dem waffenlosen Riesenvolk Handelsbedingungen aufgezwungen, die den Fremden den besten Nutzen gewähren; aber die Konkurrenz ist groß, und die Unruhen im Innern hemmen den Verkehr, und man muß viel verdienen, weil man bald am liebsten zu ruhigem Wohlstandsgenießen in die Heimat möchte. Und was hat ein Europäer hier draußen alles nötig, um entsprechend zu leben! Und wie hohe Summen verschlingen die vielen Vergnügungen und das Klubleben, die so Manchen zu übertriebenem Aufwand verleiten! Da gibt es dann Sorge und aufreibende Geschäftshetze genug im Alltag dieser fremden Herren, die hier, aus aller Welt zusammengeströmt, ihre Geschäfte betreiben.

Man könnte manchmal meinen, abgesehen von den vielen ganz Elenden, die unter fürchterlichem Gequäle ihr bißchen Kraft viel zu früh verzehren müssen, lebten die Chinesen in ihrer Bedürfnislosigkeit viel glücklicher als diese Europäer, die scheinbar so erhaben über ihnen in den großen Villen ihr äußerlich so viel reicheres Leben führen.

Freilich muß man wohl ein Chinese sein, um unter den primitivsten Verhältnissen so fröhlich leben zu können. Sie haben nichts von der mürrischen Verdrossenheit und gehässigen Verbissenheit, die so viele Kreise unserer armen Bevölkerung in Europa kennzeichnet.

Man muß das hier einmal sehen, wie sie zu vielen, vielen Tausenden auf ihren kleinen Hausbooten leben! Moderne Spreekähne und andere Flußboote sind große Villen gegen die Hütten und Winkel, in denen diese Menschen hier zusammenkriechen müssen in den winzigen Kajüten ihrer kleinen Fahrzeuge.

Und doch gehört, wer solch winziges Hausboot besitzt, hier nicht mehr zu den Armen.

Ehe sie zum Fischfang oder zur Frachtübernahme segeln, kommen sie Morgens schon im Dämmergrau zu den großen Dampfern gerudert, die in Kowlun Kohlen nehmen. Auch um unser Schiff streichen solche kleine Fahrzeuge herum im hurtigsten Wettarbeiten. Beim Kohlennehmen fallen stets viele Brocken ins Wasser, das ist gar nicht zu vermeiden. Werden 500 Tonnen übernommen, so macht das schon manchen Zentner aus. Nun werfen die Chinesen geschickt kleine Schleppnetze aus, mit denen sie den Hafengrund um die Schiffe herum sehr sorgfältig abfischen, die Kohlen zu heben. Es ist mühselige Arbeit, bei der Männer, Frauen und Kinder sich tüchtig quälen müssen mit dem Rudern, mit dem Ziehen und Ordnen der Netze. Aber schließlich stehen doch einige Körbe mit dem glänzend schwarzen wertvollen Brennstoff auf jedem Deck, und manches Brötchen fliegt überdies vom Deck der „Coblenz" zu den fleißigen Fischern hernieder. Selbst wenn die Brötchen

chen beim Werfen ins schmutzige Wasser fallen, werden sie gern herausgeholt und zum Trocknen in eine Pfanne gelegt. Auch Fischköpfe und Fischgerippe aus unserer Küche sind begehrt. Ein alter buckliger Chinese kommt sogar mit einem Knaben in einem unförmigen kleinen Ruderboot und holt alle ins Wasser geschütteten schmutzigen Küchenabfälle wieder schnell heraus, wohl zum Futter für ein Schwein daheim.

Als keine Kohlen mehr zu gewinnen sind, machen die Hausboote neben uns fest, und ihre Bewohner lassen sich gar nicht in ihren Gewohnheiten stören, als wir zu ihnen kommen, um näher zu sehen, wie sie hier leben. Die Kajüte, die etwa 2 1/4 Meter breit und 3 Meter lang ist, wird fast ganz ausgefüllt von einem Kang, dem bekannten, erhöhten Holzgestell, auf dem die Chinesen schlafen. Auf einem Boot leben zwei Brüder mit ihren Frauen und einer, vielleicht leibeigenen, alten Magd. Im Ganzen sind dazu an Kindern zu sehen ein erwachsenes Mädchen, ein Knabe und ein Mädchen von vielleicht 12 und 10 Jahren, ein weiterer Knabe von 4 Jahren und ein ganz kleines Mädchen, etwa 8 Monate alt. Sonst beobachtet man hier oft genug, wie neben den Säuglingen noch zugleich große Kinder von 3—4 Jahren stehend an der Mutterbrust trinken. Hier ist ein ganz anderes Bild. Die Mutter gießt aus einer Büchse mit Schweizer Kondenzmilch etwas in einen Topf, verdünnt es mit warmem Wasser, füllt eine Flasche, die mit dicken Tüchern umhüllt ist, und gibt aus dem Gummipfropfen der Kleinen zu trinken. Daneben hat sie einen Napf mit Reisbrei, dick und klebrig gekocht, wie Reis sonst nie im Osten zubereitet wird. Von diesem Brei nimmt sie mit den Fingern einen Kloß und schiebt ihn, immer wieder das Milchtrinken unterbrechend, in den Mund des Töchterchens, das ihn, offenbar das schon gewohnt, willig herunterschluckt. Dann wird der Säugling in arg schmutzige Decken eingewickelt, platt auf den Kang gelegt und soll schlafen. Erst gucken die Augen ganz vergnügt umher, dann verzieht sich der Mund, und wie nur irgendein Europäerkind es vermag, brüllt und kröht auch dieser Chinesensproß. Sofort nimmt da die Mutter ihn empor, wickelt ihn sich selbst zum Tragen auf den Rücken in ein langes, breites Tuch ein, ein anderes kleines Tuch wird um der Mutter Hals befestigt, über den Kopf des Babys gelegt, daß man vom ganzen Kind nur unten rechts und links in der Taille der Mutter die bloßen Füßchen sieht. Dies ist offenbar der kleinen Chinesen Lieblingsplatz. Sofort hört das Weinen auf und nach wenigen Minuten sieht man, das Tuch hebend, wie das Köpfchen beiseite liegt, und die Augen fest geschlossen sind in tiefem Schlaf. Daß die Kinder so schlafen *können*, ist zum Staunen. Denn die Mutter kann ja nicht müssig sein. Mit dem Kind auf dem Rücken besorgt sie mit den zwei andern Frauen den Haushalt. Die größeren Kinder werden geholt. Mit einem nassen Lappen, der nicht gerade sehr weiß ist, werden ihnen die Gesichter und Hände kurz abgewaschen, dann putzen sich die Frauen selbst die Zähne. Die Männer nehmen sogar Seife zur Reinigung der arg verschmutzten Hände. Die drei Frauen und die Kinder, auch die Knaben, haben Armbänder aus Glas oder Silber, die Mädchen auch Fußringe um die Knöchel.

Die Männer räumen auf dem Schiffchen auf; der eine raucht ganz schnell aus dem fingerhutgroßen Kopf einer ungefügen Bambuspfeife, deren Rohr armdick ist, ganz wenig übelriechenden Tabak. Eine Frau wäscht in einem Kübel mit schmutzigem Hafenwasser und ein wenig Seife dunkelblaue und graue Kleider aus und hängt sie an den Mastseilen zum Trocknen auf; die zweite reinigt wohl vom Vortage her noch unsauberes Geschirr und viele hölzerne Eßstöbchen in gutem klarem Wasser. Die dritte aber mit dem Kind auf dem Rücken bereitet das Morgenessen. Es werden weiße Rübchen geputzt und mit einigen handlangen weißen Fischen und Gewürz in einen Topf getan. In einen andern Topf kommt zu den Rüben ein wenig klein geschnittenes, fettes Schweinefleisch; Kohlgemüse stand schon fertig in einem Napf; ein Kessel mit Reis dampfte bereits lange über einem schwachen Feuer auf einem Dreibeingestell. In einem ziemlich durchgebrannten Eisenöfchen glühten Kohlenbrocken. Ein wenig Holz schlägt zu heller Flamme auf. So wird in kurzer Zeit — das Alles vollzieht sich im Freien an Deck — das Essen gar und wird in ziemlich vielen Schüsseln auf einem großen Tablett auf das Deck gestellt. Außer dem Fisch und dem Fleisch mit den Rüben und dem Gemüse steht da noch eine Schale mit gerösteten Erdnüssen. Aus der schwarzen, runden Kruste von Asche und Lehmerde, in der man sie frisch erhält, werden noch schnell zwei hartgekochte Enteneier herausgeholt, gesäubert und abgeschält. Und neben dem Tablett steht ein großer Topf mit dem dampfenden, trocken und körnig gekochten, schneeweißem Reis.

Es ist 8 Uhr geworden, als alle zum Essen herzukommen. Die Einen knien, die Andern hocken mit gekreuzten Beinen oder in tiefer Kniebeuge: so umringen sie das die Speisen tragende Tablett, auf dem noch 10 leere Näpfe stehen. Alle essen miteinander, Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, nur die Dienerin bekommt von Allem auf einen Teller getan und verzehrt abseits stehend ihr Mahl.

Von den Anderen füllt zuerst sich Jeder mit einer Emaillekelle eine tüchtige Portion Reis in einen leeren Napf und nimmt zwei Eß-Stäbchen zwischen die Finger der rechten Hand. Bald fischt man dann ein Stück Fleisch oder ein Rübchen aus der Schüssel, bald pflückt man ein Stück Fisch aus dem weichgekochten Brei oder erwischt einige Kohlblätter. Reichen die Stäbchen nicht aus, so nimmt Groß und Klein die Finger zu Hilfe, um die Gräten aus dem Mund zu nehmen oder ein zähes Stück Fleisch erfolgreicher zu verarbeiten. Alle haben starke, gute Gebisse, auch keinem Erwachsenen fehlt ein einziger Vorderzahn. Dazwischen kommt in Abständen als Hauptbestandteil des Mahles der Reis zu seinem Recht. Sie setzen den Napf an die geöffneten Lippen und schropen mit großer Geschwindigkeit reichliche Mengen mit den Stöbchen in den offenen Mund. Auch von den Eiern zupft jeder sich mit den Stöbchen etwas ab. Schließlich knabbert alles Erdnüsse, und die Männer rauchen eine Zigarette. Dabei schwatzen und lachen sie vergnügt miteinander; die Kinder springen beim Essen ab und zu und bekommen von den Frauen gute Bissen zugesteckt. So verzehren sie nur zweimal am Tage essend ihre ziemlich eintönige Nahrung.

Aber ungetrübte Freude ist ganz gewiß auch diesen bescheidenen Menschen, auch ihren Kindern, nicht beschert. Auch in China puffen die großen Kinder ihre kleinen Geschwister, und die eine Mutter versetzt nach dem Essen dem größten Knaben einen ziemlich derben Katzenkopf, den er genau so trotzig hinnimmt, wie nur irgendein Knabe bei uns. Es mag auch sonst genug des Schweren für sie geben. Man sieht sehr viele Menschen hier durch Pockennarben entstellt. Hier fehlt doch unsere ärztliche Gesundheitspflege; das dauernde Leben auf diesem elenden Boot ist sicher nicht ersprießlich für körperliches Gedeihen. So wüten Tod und Not sich hier viel krasser aus als bei uns.

Wir wissen uns bei Allem in unseres himmlischen Vaters Hut und Huld. Sie glauben auch Götter über sich walten und erweisen ihnen jeden Tag ihre Ehrfurcht. Die eine Ecke des niedrigen Kajütenaufbaus war außen mit roten Zetteln beklebt, auf denen fromme Worte standen. Da ist der Geistersitz. Hier brachte das erwachsene Mädchen in einem hängenden Behälter eine Hand voll glimmender Weihrauchstäbchen an als Morgenopfer für die guten Götter. Das kleinere Mädchen freilich stahl sich zwei davon und spielte mit ihnen herum.

Noch kurze, behaglich hockend genossene Rast, dann stießen sie vom Lande ab. Das Segel kam hoch. Und freundlich uns zuwinkend fuhren sie davon, neuer Arbeit zu, und wer weiß, welchem Geschick.

Auch unser Schiff wirft bald darnach seine Leinen los. Unaufhaltsam geht es nun aus der heißen Zone heraus, durch Gewitter und Regen und dichten Nebel auf den grauen Fluten des südchinesischen Meeres nach Norden, auf Chinas gewaltigsten Verkehrsplatz zu, nach der Millionenstadt Schanghai. Johannes Witte

Ein modernes katholisches Prophetenbuch

„Die Skala der göttlichen Einwirkung umfaßt alle Fäden des Unterbewußten. Vom mondmilden Einfluß der Suggestion bis zum panischen Lichtschlag, der Paulus zu Boden schmettert; vom gähnenden Widerspruch der Absurdität bis zur greifbaren Fülle des offenen Skandals —: Gottes Wort wirkt auf den Narren wie auf den Weisen, auf den Niederen wie auf den Hohen, auf den Armen wie auf den Reichen, unwiderstehlich und überall. Es ist nicht zu verkennen.

„Doch es gibt Zeiten, die wachen, und solche, die schlafen. Zeiten, die rechnen, und solche, die halluzinieren. Solche, die blind sind, und solche, die sehen. Der Glaube bleibt immer derselbe. Der Glaube ist ewig wie Gott.

„Symeon der Stylit lebte in alarmierten Zeiten. Gott ist der Glaube an die Menschheit: dies Wort war Fleisch geworden. Dies Wort war mit Nägeln ans Kreuz geschlagen. Die Märtyrerscharen bezeugten es. Die Augen taten sich auf. Die Zeiten erwachen, die Lebenskraft halluzinierte.

„Die Zeitgenossen des Styliten widerstreben jedem Vergleich mit der unsrigen. Sie erlebten die Suggestion und den panischen Schrecken der Lichtflut. Sie erlebten das Credo quia absurdum und Gottes Skandal. Sie sahen die Wunder, wie wir unsere Rechenmaschinen; und nicht, weil sie andere Augen hatten, sondern weil sie gläubig empfingen."

Diese Dithyramben füllen die Seite 257 eines seltsamen Buchs, und im Grunde ist das ganze Buch nichts weiter als eine Wiederholung solcher Gruppen von Dithyramben. Sein Titel lautet: Hugo Ball: Byzantinisches Christentum; drei Heiligenleben. Es ist 1923 bei Duncker und Humblot, München und Leipzig, erschienen (291 S.). Ich bin an das Buch mit hohen Erwartungen herangetreten: es ist sehr hübsch ausgestattet; stammt aus einem Verlag, der unvergängliche Werke der Geschichtschreibung hat ausgehen lassen, und den Gedanken des mir unbekannten Verfassers, das byzantinische Christentum, also die Frömmigkeit des östlichen Kirche des frühen Mittelalters, an drei Heiligenleben verschiedenen Grades zu illustrieren, fand ich glücklich. Die Inhaltsangabe frappierte zwar ein wenig: „Joannes Klimax, Dionysius Areopagita, Symeon der Stylit". Warum in dieser Reihenfolge? Da doch Symeon 50 Jahre vor dem Areopagita, und dieser fast ein Jahrhundert vor dem Klimakos gelebt hat? Auch wundert man sich, daß drei so verschiedene Größen unter dem einen Namen „Heiligenleben" zusammengefaßt werden, nur bei dem Letzten, dem Styliten, kann ja ein Heiligenleben im gewöhnlichen Sinn, eine Biographie zugrunde gelegt werden. Der erste, Johannes, hat in seinem Hauptwerk, der Paradiesesleiter, das Ideal des Lebens der Heiligen entworfen, und der Pseudodionysius, dem Ball beinahe zwei Drittel seines Werkes widmet, muß doch erst gründlich umgebogen werden, um mit seinen Abhandlungen über die Gottesnamen, über die himmlische Hierarchie und dergleichen den Stoff für ein Heiligenleben zu liefern. Immerhin, eine Seite der orientalisch-christlichen Religiosität einer bestimmten Epoche ließ sich mit Hilfe der genannten Schriften verständlich machen, und daß ein römischer Katholik sich dieser Aufgabe unterzog, machte sein Buch für mich nur interessanter.

Als einen Römischen verrät sich — ein aufklärendes Vorwort fehlt; wie ich später merkte, hätte ein solches dem Ton des ganzen Werkes, das auf Halbdunkel gestimmt ist, widersprochen — der Verfasser dadurch, daß er Joannes Klimax auf S. 1 als Motto das berühmte Wort des Paulus Phil. 1, 23 beigibt, in einer Übertragung, die nur durch den Gebrauch der lateinischen Kirchenbibel erklärlich wird: „Gut ist es, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein." Leider zeigten mir schon die ersten Schritte auf das neue Land, daß Hugo Ball alle seine Quellen so souverän behandelt wie den Spruch des Apostels, daß er gar nicht daran denkt, uns das byzantinische Christentum als Historiker zugänglicher zu machen, sondern als ein Prediger, besser noch als Prophet oder Mystagoge uns offenbaren will, was echtes Christentum sei. Sein Buch ist einfach ein Stück Propaganda-Literatur. Freilich ein eigenartiges, durch Form und Inhalt gleich weit von der gewöhnlichen Propaganda getrennt: nicht durch Bekämpfung von Vorurteilen wirbt er für seine Sache, sondern indem er sie in möglichst verführerischer Gestalt sich anbieten läßt; und seine Sache ist: eine von ihm aus einigen griechischen Schriften herausgelesene und ohne den leisesten Zweifel an ihrer Allwirksamkeit und Göttlichkeit verkündigte orientalische Mystik. Daß diese alles Andere eher als echter Katholizismus im Sinne des Papsttums ist, diese Erkenntnis drängt sich dem Leser ebenso unweigerlich auf, wie die andere, daß der Verfasser Wert darauf legt, sich zu der römischen Orthodoxie zu bekennen. Für uns bleibt an dem Buche das Einzige interessant und in gewissem Sinne wertvoll, daß es uns zeigt, welche Entwicklungsmöglichkeiten es doch auch im modernen (nicht dem modernistischen!) Katholizismus gibt, daß die Parallelen zwischen den großen Kirchen und der geistigen Einstellung ihrer Glieder nicht aufhören: ein trotz alles Altertümelnden neuzeitlicher Gnostizismus, gleichgültig gegen das Dogma, gegen die Kirchenverfassung, gegen alle irdische Wirklichkeit, wie wir ihn auf protestantischem Boden wenigstens Deutschlands besitzen, sucht sich jetzt auch unter den Katholiken durchzusetzen. Spezifisch katholisch ist trotz der lauten Rufe zur Heimkehr in die majestätische Ruhe und Größe des Mittelalters und einiger groben Ausfälle gegen die Reformatoren hier wenig: ganz und gar unprotestantisch bloß der eine Zug, daß der Rufer jede Provokation der Alten in seiner Kirche vermeidet, daß er die Miene eines zeitlosen Darstellers des ewig Gültiggewesenen annimmt, daß er, statt den Leser zur Wahl zwischen altem Brauch und neuer Einsicht zu zwingen, ihn vielmehr verzaubert, durch eine Art von Hypnose, in ihm alles Denken, erst recht die Fähigkeit zum Widerspruch ertötet.

In der Handhabung dieses einlullenden Stils, den das oben gebotene Stück veranschaulicht, ist Ball, der sonst selbst in orthographischen Dingen Wunderliches leistet, Meister. Wie er immer wieder uns einprägt, daß die heiligen Schriftsteller der ältesten Christenheit, allesamt „Magier, Theurgen und Propheten", sich der hymnischen Sprache bedienten, so hat er, um an ihre Seite zu treten, sich eine „hieratische", „dionysische" Sprache angewöhnt, deren Klang die erwünschte Wirkung, den Hörer ganz passiv zu machen, oft erreichen wird. Daß er selbst in den Partieen namentlich der Anmerkungen, wo er gelehrtes Material mitteilt, auf sie nicht zu verzichten braucht, daß er trotz ihrer ohne Schaden seiner Neigung, uns mit Daten — besonders von Geburtsjahren — zu überschütten, nachgehen kann, spricht für eine starke Begabung in dieser Richtung. Ähnlich schätze ich es ein, daß er die zahlreichen Lesefrüchte aus der religionswissenschaftlichen Literatur, mit denen er arbeitet, höchst geschickt in seinen Darstellungen — übrigens nicht etwa die Quellen verschweigend, im Gegenteil, sie heraushebend, um solide Forschung vorzutäuschen — zu verwerten weiß, sodaß der Leser keine Niveaudifferenzen merken muß: infolge dieser literarischen Kunst wird der Schein erweckt, als erhalte man hier in vergeistigt freier Form die letzten weltanschaulichen Ergebnisse der gelehrten Forschung mehrerer Zeitalter. Wie übel es in Wirklichkeit um Balls Sachkenntnis bestellt ist, mag belegt werden durch ein paar Beispiele. S. 136 beruft er sich auf die gnostischen „Philosophumena" eines unbekannten Autors. So hätte er im Jahre 1860 sagen dürfen: längst weiß jeder Student der Theologie, daß der römische „Bischof" Hippolytus um 225 diese antignostische Schrift geschrieben hat. S. 228 heißt Novatianus Begründer einer manichäischen Mönchssekte der Katharer — der gelebt hat, ehe man von Mani ein Wort im Abendland gehört hatte! „Zu Beginn der neuen Ära war das Christentum von den heidnischen Akademien kaum beachtet." „Sobald auch der Kleriker zum Asketen wird, etwa seit Klemens, ist auch die Überlegenheit des Mönchtums (über die Kleriker) erschüttert." Wer weiß, daß der hier gemeinte Klemens um 200 n. Chr. anzusetzen ist, das Mönchtum erst im 4. Jahrhundert aufkommt und daß eben damals der Kampf um die Überlegenheit einsetzt, wird über den zweiten Satz nicht weniger staunen als über den ersten. Wer wird von diesem Kenner Aufklärung über die geistigen Strömungen des 5. und 6. Jahrhunderts erwarten, über den von den Zeitgenossen des Styliten erlebten panischen Schrecken? Wer ihm glauben, daß der systematische Versuch des Areopagita „neben den des Origenes und den des Augustinus, vielleicht über beide zu stellen sei, was die Höhe des Gedankenfluges, die Einheitlichkeit der Interpretation und die Tiefe der Offenbarungsphilosophie betrifft"? Kann man seine These, Dionysius sei nicht Neuplatoniker, sondern der Überwinder des Neuplatonismus, überhaupt ernst nehmen, angesichts dessen, was man bei Ball selber über die Neuplatoniker gelesen hat?

Wozu indeß einzelne Fragen! Für Balls Buch ist das Bezeichnende, daß man sich versucht fühlt, in seinem Stil Satz um Satz genau das Gegenteil von dem zu sagen, was er sagt, und es dann ebenso wahrscheinlich und ebenso gut ins Ganze passend zu finden. Das Gefühl für den Unterschied von Ja und Nein wird bis auf den letzten Rest erstickt; der zur Alleinherrschaft aufgerufenen Phantasie eines in Worten Berauschten ist kein Ding unmöglich. In Apgesch. 17 erzähle Lukas keine faktische Begebenheit: es liege eine äußerst kunstvolle Fiktion (!!) vor, die nach ihrem ersten, buchstäblichen Sinn aufzufassen grundfalsch wäre. — Am Schluß des Ganzen läßt der Verfasser ahnen, daß er auf eine Erlösung auch des Teufels am Weltende hofft, trotzdem er den Origenes von der Kirche ob solcher Hoffnungen mit Recht als Ketzer verdammt weiß. Die Form, in der er diese Hoffnung ausspricht, ist typisch: „Genügt dann (nämlich: „wenn die Heiligen Gottes, um Paraklet geschart, bei lebendigem Leibe verwesen") ein Mitleid von Schlange zu Schlange und ein Impuls zum Heiligen hin, daß auch der Dämon noch Güte findet? Wird dann die Allmacht selbst sich erweichen lassen (!) und ihren Groll widerrufen?"

Nach diesen Proben verzichte ich auf den Versuch, unsern Lesern die neue Theologie, die Ball aus der areopagitischen herausholt, zu umreißen. Sie ist noch unfaßbarer als die des Areopagiten selber. Wenn aber schon jene den unfruchtbarsten Zweig aller Mystik darstellt, Spielerei des Verstandes mit abstrakten Begriffen, ohne Teilnahme des Gemüts wie des Willens, aber auch der ernsten Wahrheitsliebe, so ist solcher Mangel bei Ball potenziert, nur durch einen Einschlag von Sentimentalität verdeckt. Es wird einem nichts weniger zugemutet als eine Absage an alles Wirkliche: Illusion und Halluzination behaupten das Feld, ohne sich dessen zu schämen.

Vermutlich wird die offizielle katholische Kirche sich um diesen Reformversuch eines Ästheten nicht kümmern; gefährlicher könnte es werden, wo er auf Menschen stößt, wie es zur Zeit nur zu Viele gibt, die, ungeschützt durch echte Kraft, sich willig als Kraft den Schatten suggerieren lassen, der in geheimnisvollem Gewande leise monoton klingend daherrauscht.

Marburg Adolf Jülicher

Der Klarismus

„Ein neuer Flug und eine Heilige Burg." Von Elisarion (Elisar von Kupffer). 187 S. Von demselben: „Was soll uns der Klarismus?" 34 S. „Der unbekannte Gott." 56 S. Ferner ohne Namen, doch von demselben bevorwortet: „Die Gotteslästerungen der Bibel und der Antike." 54 S. Erschienen München, Akropolis-Verlag 1912. Sodann: „Die Irrgänge des Geistes." Von Dr. Eduard von Mayer. 248 S. und „Die Goethelüge." 34 S. Von demselben. Ebenda.

Der Klarismus ist einer der Strudel, deren die Zeiten in unruhigen Strecken ihres Laufes viele entstehen lassen. Vor 10 Jahren kam er auf. Ein Balte Elisar v. Kupffer ist sein Schöpfer. Die Bewegung hat in den 10 Jahren ihres Wirkens richtunggebenden Einfluß nicht gewonnen; ein solcher scheint ihr auch, trotz der hohen Erwarungen ihrer beiden Sprecher, nicht beschieden zu sein. Das hängt mit ihrem Charakter zusammen. Natürlich ist dieser, und nicht ihr Schicksal, für ihre Bewertung maßgebend.

Es hat zwar gewiß etwas Ergreifendes, wenn ein Mensch vom Erlebnis der unbedingten Pflicht zur Güte aus in entschlossenem Schwunge sich sein Weltbild gestaltet. Es hat etwas Ergreifendes, wenn er durch dies Güteerlebnis sich in die völlige Einsamkeit inmitten der „unfühlenden Natur", der grausamen „chaotischen Welt" geschleudert sieht, und nun sein Weltbild ein leidenschaftlicher Protest gegen diese „Natur" wird, die er als „Chaoswelt" dem guten Gott und seiner „Klarwelt" fast dualistisch entgegensetzt. Doch die Art, wie „Elisar" das tut, ist ganz unzureichend. Er tritt in schroffen Gegensatz gegen jede Anschauung, die nach seiner Meinung jenem Güteerlebnis nicht gerecht wird, ihm den gebührenden Platz im Weltbild nicht gewährleistet. Von dieser Intuition her werden in seinen Augen die kirchlich-christentümliche und die monistisch-wissenschaftliche Weltansicht feindliche Schwestern, denen er in gleicher Weise den Verrat am Geiste der Güte und des Strebens vorwirft. Gegenüber der kirchlichen Tradition begründet er diesen Vorwurf mit dem Hinweis auf das Gottesbild, in das die christliche Frömmigkeit wahllos alles Böse und Schauervolle des Welt- und Naturlaufes einbeziehe und alles Schreckliche und Lebenzermalmende als Teil des göttlichen Heilsplans zu werten versucht. So entstehe das Bild eines grausamen willkürlichen Gottes, ein Bild, das das Gemüt versenge, anstatt die Keime der Güte in ihm wachsen zu lassen, ein Bild also, ungeeignet als Vorlage für eine Ethik der Güte.

Nach den Schrecknissen des Krieges wird Mancher, um seinen Gottglauben zu retten, gern zu Elisarions Aushilfe greifen, seinem Gotte die Verantwortung für den wirren Lauf der Dinge zu ersparen: die Erfahrungswelt ein Heer von wachsenden, sich entfaltenden Eigenwesenheiten; nicht von Gott geschaffen — so ist er nicht für sie verantwortlich. Durch die Entfaltung dieser Eigenwesen kommt notwendig das Verhängnis des „Hungerdaseins" zustande, indem das Eine durch Verdrängung oder Vernichtung des Anderen leben muß; die Natur mit ihrem blutigen Kampf und „fressenden Dasein" ist dafür der getreue Ausdruck. In diese Chaoswelt der Eigenwesen wirkt Gott hinein, durch sein Licht nach und nach die Eigenwesen erhebend und verklärend in sein eignes Wesen, umgeben von einer wachsenden Schar bereits durch ihn vollendeter Eigenwesen, der „Klarwelt"; er selbst nicht „allmächtig" — da er sonst für die Schatten des Weltlaufs wiederum verantwortlich wäre —, aber „allsiegend", bestimmt, endlich alles in sich zu vereinen nach Ablauf des allmählichen Prozesses der Wiedergeburten der „Eigenwesen", einer Wiedergeburt, deren Idee aber nachdrücklich von der indischen Karmaidee unterschieden wird. So strahlt denn der Allsiegergott sonnenhaft, fleckenlos, lauter wachsende Güte, durch die Ewigkeiten, eine neue Variation gnostischer, katharischer Themen, die immer neu aus der Tiefe des Menschenwesens emporbrängen.

Nun ist gewiß zuzugeben, daß die Behandlung, die herkömmlich das Problem des Leides, des Unheils, der „Lebenzermalmung in der Gotteswelt" seitens des kirchlichen Unterrichtes erfahren hatte, die Rede von der pädagogischen Methode Gottes, oft krampfhaft künstlich und jedenfalls handgreiflich unzureichend war. Es ist kein Schade, wenn die kirchliche Unterweisung an diese Lücke erinnert wird. Allein Elisar führt seine Sache mit noch mangehafteren Mitteln, als die kirchliche Tradition. Er bekämpft eine längst überholte Theologie, etwa von 1650. Die Stellungen, die inzwischen die fortschreitende Arbeit der evangelischen Theologie bezogen oder durchschritten hat, und die Elisars Sätze meist überholen, scheint er nicht zu kennen. Auch entgeht er mit der Durchführung des Güteerlebnisses nicht der Gefahr einseitigster anthropozentrischer Sentimentalität, mit der man der tausendseitigen Gottheit niemals gerecht wird. Und um beispielsweise den Gedankenbau vom „Sühneopfer Christi" ersprießlich kritisieren zu können, muß man schon mehr religionskundliche Bildung haben, als Elisar sie in diesem Zusammenhange verrät.

Ebenso fehlerhaft ist Elisars Polemik gegen die Naturwissenschaft und den Monismus. Die monistische Neigung zu Naturmystik und Naturverehrung ist ihm — bei seiner Intuition von der Natur als Chaos und „fressendes Dasein" — einfach Anbetung der Brutalität, bewußte oder unbewußte Täuschung über das wahre Wesen der Natur*). Auch hier behauptet er, auf solche Hochschätzung solcher Natur, wo an Stelle des Allgottes einfach mit demselben Inhalte Allnatur trete, lasse sich keine menschenwürdige Ethik der Güte gründen, sie verrate das Güteerlebnis an das Chaos, und er sagt, der wissenschaftliche Immanenzgedanke monistischer Prägung mache die wissenschaftliche Begründung des Freiheits- oder Persönlichkeitserlebnisses unmöglich, also sei sie im Unrecht. Sein Schluß verläuft dabei so: die monistische Wissenschaft kann dies oder jenes (zur Zeit) nicht erklären. Der „Klarismus" behauptet das Gegenteil von ihr; also ist der Klarismus richtig. Mag manchem Theologen diese oberflächliche Art, wegen ihrer antimonistischen Kampfstellung sympathisch sein, so kompromittiert sie den Geistglauben schwer, denn sie arbeitet mit tendenziösen Voreiligkeiten, drückt sich um den positiven Nachweis und läßt jede Rücksicht auf die verwickelte Einzelforschung vermissen, vor der man mit so blutleeren Allgemein-Konsequenzmachereien nicht besteht. Das Mißverhältnis von Ausrüstung und Anspruch des Kritikers ruft allzu leicht den abstoßenden Eindruck der Anmaßung hervor. Denn wer mit geduldigem behutsamen Wohlwollen das Fortschreiten der naturwissenschaftlichen Arbeit beobachtet und nicht gleich aus der Rolle fällt, wenn dies Fortschreiten einmal die Position des Beobachters zu bedrohen scheint, muß solche Taktlosigkeiten bedauern, weil sie die allmählige, Menschenalter brauchende, unter steter beiderseitiger Selbstkorrektur sich vollziehende Annäherung beider Forschungsarbeiten — der „Natur"- und der „Geistes"-Wissenschaften — nur unliebsam stören. Zu diesem peinlichen Eindruck kommt der oft häßliche Ton der Polemik gegen die beiden Hauptgegner und die willkürlich abweichende Interpunktion, sowie die unruhige Art der Druckverteilung im Text. Diese Eigenheiten wecken die Vorstellung, daß der Leser einem beständig aufgeregt gestikulierenden, polternden Redner zuhöre.

Wesentlich ansprechender ist, was Elisar zur Ethik zu sagen hat. Hier nimmt er teilweise Stellungen ein, die noch nicht alle von der kirchlichen Wissenschaft, vollends nicht von der kirchlichen Verkündigung und Sitte, erreicht sind. Er lehnt jedes „Gesetz" ab, weil, was recht ist, je nach Person, Umständen und Augenblick sehr entgegengesetzte Dinge sein können. Nicht der profane Individualismus des wurzellosen Einzelwesens ist der Quell dieser Gewißheit, sondern im Gegenteil die mystische Sehnsucht nach der potenzierten, unmittelbarsten Lebendigkeit des Augenblicks, nach der innigsten Verwurzelung und Durchsaftung des Lebens aus einem Ursprung her, jeden Atemzug neu. Hier ist ein gut evangelischer Gedanke seinem Ziele nahegebracht. Diese rückhaltlose Unmittelbarkeit und Positivität der Ethik bewährt sich an der entschlossen positiven Wertung aller irdischen Schönheit; das hat seine Wirkung auf die Haltung im sexuellen Gebiet. Gewiß hat durch Luthers Anregen und seit ihm die evangelische Theologie viel gelernt. Eine gewisse Ängstlichkeit, einen gesetzlichen Dualismus hat sie trotzdem selten überwunden. Selten hat sie die ganze Positivität des Lebensgefühles zu bekennen gewagt und befindet sich daher auch in ihren fortschrittlichen Vertretern außer Fühlung mit dem neuen Lebensgefühl, wie beispielsweise die Debatte Prellwitz-Engelhardt beweist. Hier steht Elisar im Strome der neuen Geistigkeit, die fähig ist, das kirchliche Erbe bereichernd zu ergänzen.

Überhaupt fehlen dem Gedankengefüge Elisars richtige und tiefe Einsichten durchaus nicht; sie sind aber allzu oft zwischen

*) Ein Ethos, das sich über die unstreitige Lebens- und Wertfeindlichkeit des Naturlaufs, der seine eigenen Kinder verzehrt, so wie Elisar entrüsten kann, macht das Menschenleben naiv zur Hauptsache der Welt, wie es sie in der Regel für den Lebenden ist, und ist daher — trotz Verwahrungen — sentimental. Mancher Monist beschönigt freilich jene „Unarten" seiner Mutter Natur mit bemäntelnden Redensarten; Elisar, der sie scheltend degradiert, ist nicht besser. Keiner ehrt jene Tatsachen, die seine Werte zerstören, ebenso, wie er diese Werte selbst ehrt.

Willkürlichkeiten und Oberflächlichkeiten verschüttet. Die Proben von religiöser Lyrik Elisars sind nicht frei von Härten und Entgleisungen. Trotz gelegentlicher Schönheiten hat man den Eindruck nur mäßigen Könnens, das seine Kraft überschätzt; oft ist es, als ob der Dichter durch das eigenwillige Steuer des Reimes an ein Ufer getrieben wird, an dem zu Beginne der Fahrt eine Landung noch nicht vorgesehen war. —

E. von Mayer, der gelegentlich auf seine naturwissenschaftliche Vorbildung anspielt, ist ein typisches Beispiel dafür, wie solche der Naturwissenschaft entgegengesetzte Anschauung das Denken eines naturwissenschaftlich arbeitenden Menschen erobern kann. Es muß freilich zugegeben werden, daß seine Einwände gegen die naturwissenschaftliche Methode ebenso wie Elisars Kritik an ihr manchmal neben die schlimmsten Leistungen der christlichen „Apologetik" gestellt werden müssen. Das erweckt kein gutes Vorurteil. Um so handgreiflicher ist, daß bestimmte Erlebnisblöcke es sein müssen, die dem Kritiker die Einsicht in die Windigkeit seiner Einwände gegen die geltende Naturwissenschaft verschließt. Diese Erlebnisblocke werden auch weiterhin der objektiven Erkenntnis und ihren Ergebnissen den Weg bei sonst ganz aufgeklärten Menschen versperren. Es lohnt sich daher, sie zu beobachten. Der Unterschied von Klarwelt und Chaoswelt ermöglicht es Mayer, in gewisser Weise die naturwissenschaftlich-nüchterne Betrachtungsweise der empirischen Welt einfach zu übernehmen. Er vermag z. B. die Behauptung, daß die treibende Kraft in Geschehen und Denken der Welt bis in die Religion hinein der natürliche Hunger sei, mit einer Rücksichtslosigkeit durchzuführen, um die jeder Büchnerschüler ihn beneiden könnte; nur natürlich mit entgegengesetztem Bewertungsvorzeichen. Diese ganze Ordnung gilt eben für die Welt, sofern sie ja „Chaoswelt" ist. Durch diese bis zur Geschmacklosigkeit durchgeführte Konsequenz ist das wissenschaftliche Gewissen v. Mayers ein für allemal beruhigt vor sich selbst. Nun hat das bunte Phantasiereich desto ungehemmtere Bewegungsfreiheit, das aus dem Geist- und Freiheiterlebnis entquillt. Er hat aber einen Ausweg für den Fall, daß bei jener nüchternen Betrachtungsweise das Geisterlebnis nicht zu seinem Rechte kommt und das innerliche Inventar so rücksichtslos ausgeräumt zu werden droht, daß dem Gemüt in der ausgesteigerten Wohnung gar zu frostig wird: Vor dem schauervollen Anolick der entgotterten, entgeisterten Welt rettet ein rascher, kühner Sprung in die „Klarwelt"; in sie hatt man das im „Chaos" unanbringbar gewordene Gerät hinüber und baut es dort nach Wunsch auf; in ihr kann man alles, was man nicht gern vermißt, unterbringen, und man hat da alles, was hinreichend wärmt. Der seelische Vorgang ist ganz analog wie bei der Bekehrung zur Theosophie. Nur schade, daß der Gewinn auf einem Verzweiflungsstreich beruht und dieser auf einer doppelten Selbsttäuschung. Erstlich ist sich das Individuum nicht über seine Befangenheit klar; die moralische Hochwertigkeit seiner Tendenz muß für ihre wissenschaftliche Zulässigkeit herhalten: die „Überwindung des Materialismus" rechtfertigt alles. Dementsprechend wird übersehen, daß das Sprungbrett, von dem aus der Übergang von der Chaoswelt zur Klarwelt gewonnen wird, nicht trägt, daß nämlich die Beobachtungen, auf die der logisch-metaphysische Schritt der Entgegensetzung beider Welten gewagt wird, weder zwingen, noch zureichen, daß sie überhaupt voreilig ausgebeutet sind. Es wird nämlich zweitens gar nicht bemerkt, daß alles seelische Erlebnisgut dem „Monismus" zwar ein Problem stellt, ihn aber nicht widerlegt, daß vielmehr die geltende Naturwissenschaft, auch sofern sie monistisch ist, bereits Richtlinien vermutet, auf denen die Lösung des Problems möglich sein könnte; die Begreifung und Anerkennung und Ehrung alles Echt-Seelischen wächst im kühleren Hause der Wissenschaft zwar langsamer, aber auf die Dauer nicht unvollständiger als anderswo, hat dafür dann aber festere Wurzeln, gesünderes Leben, als im Treibhause hastiger Konsequenzmacherei.

Weniger erfreulich, als bei Elisar, ist bei E. v. Mayer der Blick auf die ethischen Folgerungen. Hatte es bei Elisar etwas menschlich Gewinnendes, wenn er in jedem Lichtfünkchen guten Willens inmitten der Selbstsucht des „fressenden Daseins" Spuren der allmählig siegenden Klarwelt erblicken wollte und wenn er nach einer ungebrochen positiven Schätzung aller ursprünglichen Regung suchte, so stellt mit seltsamer Starrheit Mayer die herkömmliche Sitte unter das Verdikt der „Hungermoral" oder Chaosmoral und rollt von da aus besonders die Ehefrage auf. Von einem spiritualistischen Gewissensernste aus bringt er alle erreichbaren Argumente gegen die übliche Ehesitte erneut zusammen. Unzweifelhaft müssen wir Jedem danken, der dafür sorgt, daß wir über dieser Frage nicht einschlafen; ist sie doch nur vom ewig verjüngten Augenblick des intensiven Lebens aus lösbar und nie stellvertretend durch eine Institution. Doch die Lösung, die Mayer dann anbietet, ist zweifellos ein Rückfall und weicht gerade der engsten Pforte aus, durch die der Weg zum steilsten und geistigsten oder beseeltesten Aufstiege führt. Der Weg vom äußersten Spiritualismus, der vor jeder leisen Witterung des „Hungers" in krampfhafte Verachtung ausbricht, zum Libertinismus ist auch hier nur ein einziger Schritt. Der übersteigerte Geist überschlägt sich. Mayer wittert nämlich in der üblichen Form der Einehe weiter nichts als eine „Hungerbindung" von Urzeiten her, eine Hungerbindung, die der freien Entfaltung der wirklich seelischen Möglichkeiten im Geschlechterverhältnis zum Knebel würde.

Die ganze Geschichts-, Kultur- und Religionsphilosophie des „Hungers" ist ein in seiner Einseitigkeit interessanter, aber eben deshalb verfehlter Bau eines nicht ungewandten Kopfes. Doch treten in störender Weise intuitive Einheitlichkeit und sektenhaft-enge Einlinigkeit nebeneinander, die in einer einzigen Vorstellung den Dietrich für alle Rätsel, in einem einzigen Vorschlag das Heilmittel für alle Nöte unermüdlich anpreist, ein sicheres Zeichen für eine Geistestraft, die sich „übernommen" hat. Es ist eben schade, daß manche gute Kraft und guter Wille, der in gewissen Grenzen Tüchtiges leisten könnte, sich dadurch um jede ersprießliche Wirkung bringt, daß er gleich die ganze Welt erneuern will und nicht weniger als Alles aus den Angeln zu heben sich unterfängt. Weniger wäre auch diesmal mehr. Sonst wird die Bewegung, die sich sonderbarerweise freiwillig in die Reihe der „Ismen" *) stellte, nichts Anderes, als eine eng begrenzte Personalgemeinde und leistet höchstens das, daß sie ihre Anhanger bestärkt in schwachseligen anthropozentrisch-sentimentalen Ansprüchen an Gott und Welt und sie obendrein zu bequemer und anmaßender eitler Besserwisserei verführt. Und das wäre denn doch schade um die besseren Möglichkeiten, die in jedem guten Willen liegen. Will die Bewegung zu positiver Arbeit kommen, so muß sie zu geduldigerer Durchbildung des Urteils und umsichtigerer Gerechtigkeit sich erziehen und ihre Begeisterung durch's Stahlbad einer entsagungsbereiten Selbstzucht des Abwägens härten. Dann müßte es doch sonderbar zugehen, wenn nicht Waffenbrüderschaft angängig wäre zwischen guten Willen verschiedener Gestalt, deren jede verlernte sich absolut zu setzen, weil jede im Spiegel des Allerhöchsten sich selbst und die anderen und die Gotteswelt sah.

Würdenhain Karl Müller

Das Ewige

Es ist wohl hauptsächlich dem jetzigen Göttinger Systematiker Georg Wobbermin zu verdanken, daß durch Einführung oder vielmehr Wiedereinführung des Begriffs der religiösen Erfahrung in die deutsche Theologie (und Religionsphilosophie) jetzt sehr viel fruchtbare Arbeit geleistet werden kann. Gerade in diesem Blatt darf es dankbarst anerkannt werden, daß die Auseinandersetzung nicht mehr um einzelne dogmatische loci, zu denen auch vom grundlegenden religionsphilosophischen Standpunkt aus betrachtet „Zentralfragen" der speziellen Dogmatik gehören, sich dreht, sondern sich auf die Basis besinnt, die allererst gefunden werden muß.

Einen interessanten Versuch bedeutet in dieser Hinsicht die neuerdings erschienene kleinere Schrift von Anders Nygren: Die Gültigkeit der religiösen Erfahrung**). Wie der Titel besagt, fragt er „nach dem Grund" des „Objektivitätsanspruches", des „Gültigkeitsanspruches" der Religion und sieht dieses Geschäft als die Aufgabe der Religionsphilosophie als der „Theorie der religiösen Erfahrung" (S. 14). Nachdem die verschiedenen Apriori-Theorien (namentlich Troeltsch und Otto) und die mit ihnen zusammenhängenden philosophischen Diskussionen erledigt sind, wird dem gegenüber „die transzendentale Methode" in ihrer Reinheit angestrebt. Im Anschluß an C. Stange und in Auseinandersetzung mit ihnen gibt Nygren S. 59 ff. „die transzendentale Deduktion der religiösen Grundkategorie". Speziell setzt er bei dem Zusammenfließen zweier Gedankengänge in der „erfahrungstheoretischen" Arbeit Stanges ein. Durch die Einmengung des Realitätsproblems komme der transzendentale Ansatz nicht zur Auswirkung. „Wir müssen ... nachweisen, nicht nur, daß keine religiöse Erfahrung, sondern vielmehr, daß überhaupt keine Erfahrung ohne die religiöse Grundkategorie möglich ist." Der Zweck dieser Aufgabe liegt in der Notwendigkeit, die Religion in ihrer Bedeutung für das Kultursystem vor der Wissenschaft darzulegen. Dazu führt kein anderer Weg als der angegebene. Die Eingliederung der Religion in den Kulturzusammenhang wird gewissermaßen gefordert durch das Gültigkeitsverfahren selbst. Denn dadurch wird etwas über die Sphäre des Räumlichen und Zeitlichen erhoben. Damit ist der Gegensatz „Endlich — Ewig" gegeben. Und: „Die Ewigkeitskategorie ist die transzendentale Grundkategorie der Religion." Gegenüber einem möglichen Einwand wird betont: „Es sind zwei ganz verschiedene Dinge, daß ein Urteil hinsichtlich seiner Gültigkeit auf religiösem Grund ruht und daß es hinsichtlich seines Inhalts selbst religiösen Charakter trägt." Im Gegensatz zu den andern Urteilen, die für ihre Gültigkeit die Ewig-

*) Deutscher Name (nach Mitteilung Dr. v. Mayers): Klare Kunde.

**) C. Bertelsmann, Gütersloh 1922. Studien des apologetischen Seminars in Wernigerode, 8. Heft. Die größere (schwedische) Abhandlung (s. Vorw. S. 5) ist mir nicht zugänglich. Es verschlägt dies nichts, weil es hier besonders auf das 4. Kapitel ankommt.

keitskategorie nur voraussetzen, „ist es für das religiöse Urteil charakteristisch, daß sein Inhalt immer eine Aussage über die Ewigkeit ist". Dabei wird festgehalten, daß die Ewigkeitskategorie (wie die andern) „eine rein formale Kategorie ist". — Dicht anschließend auf die mit der Klarstellung dieses Tatbestandes betraute Religionsphilosophie folgt die Theologie, bei der sich als „eine Hauptaufgabe" findet, „die Linie, wenn möglich, weiterzuführen und zu zeigen, daß diese Besinnung mit innerer Notwendigkeit zum Christentum führt: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen."

Das ist im großen Ganzen Weg und Ziel des Heftes. Äußerst wertvoll ist die Arbeit als Untersuchung über die Grundlagen der religiösen Erfahrung, d. h. über ihre Möglichkeit. Nygren will dabei auch nicht den Schein des Konstruierens aufkommen lassen: „Die Glaubensgewißheit baut sich nicht auf solchen Überlegungen auf *)." Getreu der kritischen Methode überhaupt kommt es ihm lediglich auf wissenschaftliche Zwecke an (S. 70), was eigentlich selbstverständlich ist — aber vielfach nicht beachtet wird. Wenn auf diese Weise der Begriff der Gültigkeit in der Ewigkeitskategorie wiedergefunden wird, so ist dem nur zuzustimmen. Philosophie ist „allgemeine Erfahrungstheorie" (S. 14). Echte Metaphysik (im wissenschaftlichem Sinn) ist einzig Transzendentalphilosophie. Wiederum: Philosophie kann nur Metaphysik (in diesem Sinn) sein. In diesem Punkt, dessen Charakter als Punkt aber genau beachtet werden muß, schneiden allerdings die Linien von Philosophie und Religion einander. Beide haben ein Beziehungsverhältnis zum Metaphysischen. Das Metaphysische aber ist das Ewige.

Wie kommt die Philosophie und wie kommt die Religion zum „Ewigen"? Oder — was dasselbe ist —: welches Verhältnis haben sie zu ihm? So gut wie der kategorische Imperativ in seiner (unwillkürlichen) Zusammenstellung mit dem gestirnten Himmel religiöse Strömungen in der Seele auslöst, kann auch ein Kunsttheoretiker und Erkenntniskritiker religiöse Gefühle bekommen, wenn er zu den „Müttern" seiner Wissenschaft hinabsteigt. Dieses Eingangstor zur Religion, deren Verhältnis zur Ewigkeit wir nachher aufzeigen, darf aber nicht mit dem vorausgegangenen Weg, der sein Ende und Ziel vor dem Tor erreicht, verwechselt werden. Der Weg ist die philosophische Untersuchung. Das Ziel dieser Untersuchung, die nach Kant auch von Nygren gegen dogmatische und skeptizistische Pseudowissenschaft als eine kritizistische abgegrenzt wird, ist die Auffindung des Gültigen. Die logische Konsequenz ist daraufhin die sofortige Rückkehr zur „Welt". Jeder weitere Schritt vorwärts würde die Philosophie in Pseudo-Metaphysik verwandeln. Die weitere Arbeit muß sie wieder den Einzelwissenschaften überlassen. Gewiß erreicht die Philosophie und mit ihr die Gesamt-Wissenschaft ein Verhältnis zum Metaphysischen. Aber es kommt nur zu einer Anerkennung, einer Tat des Intellekts, und auch dies nur in einer fragmentarischen Weise.

Diese Anerkennung ist gewiß „unendlich" wichtig: es hängt Alles — die Möglichkeit der gesamten Wissenschaft — davon ab. Dennoch ist sie nicht die Hauptsache. Sie ist es so wenig, daß der Masse der Einzelforscher ihre vitale Bedeutung gar nicht zum Bewußtsein kommt. Sie würden ruhig weiterarbeiten — hingenommen von der (empirischen) Realität ihres Gegenstandes — ob sie auf festem Boden oder auf einem Vulkan sitzen, ob der Kritizismus ihr Hüter ist oder ob sich der Skeptizismus der Wälle und Dämme bemächtigt hat. Die philosophische Arbeit selbst in ihrer Zielrichtung zum Ewigen braucht für den Kritizisten nicht zu einem religiösen Erlebnis zu werden. Er kann sich mit Spengler an der ungeheuren Gedankenabstraktion zum Unsinnlichen hin berauschen — und dadurch eben gerade am Ziel vorbeischießen, darin lediglich ein Merkmal der abendländischen Psyche sehen.

Zur Aufhellung des ganzen Sachverhalts sei ein etwas sinnfälliges Gleichnis erlaubt: Zwei kleine Knaben sind mit ihrem Vater im Garten. Der Vater muß weggehen und macht dabei die Türe zu. „Wir sind eingeschlossen **)! Schauerlicher Gedanke; alle Freude am Spiel ist verdorben. Der größere Knabe läuft zur Tür, um nachzusehen. „Gott sei Dank, sie ist nicht geschlossen." Kein Gedanke an ein Hinausgehen; nein, nicht einmal unter die Tür tritt er, sondern eilt mit der Freudenbotschaft zu seinem Bruder zurück: „Wir sind nicht eingeschlossen — spiele ruhig weiter!" — Das Hauptergebnis der Philosophie ist lediglich ein Negativum: unsere wissenschaftliche Arbeit wird durch nichts gestört; weder wird sie durch den Dogmatismus zur Nacherzählerin ***) degradiert noch durch den Skeptizismus überhaupt illusorisch gemacht.

Wenn ein Philosoph stolz auf seine Leistungen ist, so beseelt ihn die Freude, daß er als der „Größere" dem „Kleineren" die befreiende Erkenntnis bringen darf — wenn dieser sich überhaupt darum kümmert. Das Metaphysische hat für die Wissenschaft lediglich limitierende Bedeutung.

Es leuchtet ein, daß man dasselbe von der Religion nicht sagen kann. Nicht nur strebt sie hinaus ins Freie — „Verlasset die Erde, die Heimat zu sehn" —, sie sucht noch viel mehr den Vater — „hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, weil der Vater größer als ich ist" (Joh. 14, 28) *). Nur bei ihm ist gut sein. Wir dürfen uns auf den Wegen der Religion vor gar nichts Unphilosophischem und Unmodernem scheuen. Es ist echte Religion, wenn der Fromme so stark das Ewigkeitsmoment auf sich einwirken läßt, daß dieses „Ganz-Andere" seltsame Blüten der Ausdrucksform hervorbringt, über die der moderne Philosoph den Kopf schüttelt, die aber nur ein Zeichen der Übervernünftigkeit des Ewigen, insonderheit des Religiös-Ewigen sind (nicht nur der „Friede Gottes" „übersteigt alle Vernunft"). Auch da, wo das Moment der „unendlichen" Zeit vom Ewigkeitsbegriff abgestoßen oder doch in den Hintergrund gedrängt wird, bleibt die schroffe Scheidung zwischen Ewigem und Raum-Zeitlichem für den religiösen Grundakt bestehen. Wenn ein Primitiver Fetischdienst treibt, so hat er wohl in allen Fällen einen höchst „weltlichen" Zweck im Auge. Aber warum geht er nicht seine weltliche Bahn gradlinig, sondern in Kurvenform nach „oben"? Und warum füllt er den Höhepunkt — ganz im Gegensatz zum Philosophen — mit seinem ganzen Leben **)? Wenn Jesus — am Endpunkt der religiösen Reihe — Anweisungen für das sittliche Verhalten gibt, so tut er das gelegentlich einer — eschatologischen Rede (Matth. 25). Zwischen diesen beiden Grenzfällen liegt das Bereich des Gebets. Nicht darauf kommt es der Religion an, daß sie eine Grundkategorie hat, sondern daß sie lebendiges Beziehungsverhältnis zum Ewigen ist, das ja nach Nygren selbst für sie die Gewißheit unmittelbar in sich trägt.

Wie der Gegenstand der religiösen Erfahrung sich von den Gegenständen der andern Erfahrungen, so verschieden sie untereinander sein mögen, als das Ganz-Andere unterscheidet, so ist sie auch in ihren Bedingungen von der gewöhnlichen Erfahrung verschieden. Der Kritizist muß freilich nach Kategorien fragen. Nygrens Verdienst beruht darauf, die allgemeine Kategorie, durch die Erfahrung erst möglich wird, aufgezeigt zu haben. Dieser Kategorie muß sich auch die religiöse Erfahrung (mit den andern) beugen, wenn sie vor das Forum der Wissenschaft treten will. Ihre Eigenart gegenüber allem Andern zeigt sich aber sofort darin, daß sie keine spezielle Kategorie aufweist. Die Ewigkeitskategorie teilt sie ja mit den übrigen Erfahrungsklassen. Den „kategorischen" Imperativ kann ich als Kategorie nicht erleben; von ihm als solcher kann ich mich nur leiten lassen. Kommt es dennoch zu einem (religiösen) Erlebnis, so verliert der Imperativ seinen kategorialen Charakter und nimmt in seiner Majestät persönlichen Charakter an: er tritt an Stelle Gottes. In der Religion selbst handelt es sich immer um das Ewigkeitserlebnis, wie Nygren sehr richtig hervorhebt. Um den kategorialen Charakter der Ewigkeit zu retten, kann er Form und Inhalt nicht mit der nötigen Deutlichkeit scheiden; er gewinnt in seiner „Deduktion" nicht den Anschluß an den Quellpunkt der Religion. Dort aber könnte er das Wunder der in ihr wirksamen Kraft beobachten, die das Kategoriale in das Personale transformiert. Das ist die Eigentümlichkeit der religiösen Erfahrung von dieser Seite her angesehen ***).

Dadurch wird erst die reine Rezeptivität, wie sie Nygren fordert (S. 41), voll gewahrt: Gott ist nicht nur Erlebnisgegenstand; als solcher ist er vielmehr auch Erlebnisleiter. Das will besagen, daß Gott während der Dauer des Erlebnisses, mag es so oder anders sich wenden (Gott kann als Verpflichtender oder als Beseligender erlebt werden), nie in die Ewigkeitskategorie rückverwandelt wird. Im religiösen Erlebnis stehen wir vor Gott, dem Ewigen, Transzendenten, der uns in diesem Erlebnis bedingt und von da aus als

Luft, die alles füllet,
Drin wir sind und weben,
Aller Dinge Grund und Leben

erscheint. Nicht durch eine „transzendentale Deduktion" kommt es zur Anerkennung der „Pflicht für Jeden", „sich auf diese tiefste Voraussetzung seines Lebens zu besinnen", sondern allein durch den lebendigen Grundakt der Religion selbst.

Dazu noch ein Wort über die Religionsphilosophie. Nach den Voraussetzungen Nygrens hat sie analog der allgemeinen Philosophie lediglich die Aufgabe der Eruierung

*) Das steht auch in wohltuendem Gegensatz zu Heims aufregendem Unternehmen.

**) Diese Erkenntnis wohl nur beim älteren, „verständigeren" Knaben.

***) „So steht im Aristoteles geschrieben. Punktum!"

*) Vgl. auch das Eingeständnis Nygrens (S. 78): „Von philosophischem Gesichtspunkt wird das Ewige negativ als das über alle räumliche und zeitliche Beschränkung Erhobene, positiv als das Gültige beschrieben. Vom religiösem Gesichtspunkt ist das Ewige das, was an Gottes Leben Anteil hat ..."

**) Er „weilt" im Heiligtum.

***) Vgl. dazu auch H. Scholz, Religionsphilosophie S. 169. 209 f. und R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium. (Aion-Glaube: Es ist Zeit, daß christliche Philosophen von den „Heiden" lernen!)

der religiösen „Grundkategorie", „Transzendentalphilosophie" im engsten Sinn, zu sein, weil die religiöse Erfahrung sich von den andern Erfahrungsklassen nicht unterscheidet. Nach unserer Voraussetzung modifiziert sich diese Aufgabe gemäß der Eigenart ihres Objekts. Während sowohl die allgemeine Philosophie als auch die Kunsttheorie, Ethik, Logik, Naturphilosophie usw. ihren Schwerpunkt außerhalb des Konkreten haben (in der allgemeinen Form), so daß sie zur Klärung Neues beitragen (nämlich dem vereinzelten Geschehen — wenn auch nur in logischer Weise — die Kategorie beischaffen, das Geschehen mit dieser Kategorie in Verbindung bringen), kann, darf die Religionsphilosophie den Maßstab für Echtes und Unechtes im Komplex der Religionsgeschichte, die ja nichts Anderes als eine Reihe von religiösen Erlebnissen und deren Einkleidung darstellt, sich aus der religiösen Erfahrung selbst geben lassen. Denn die religiöse Erfahrung trägt die Norm in intensivster Lebendigkeit, d. h. als Beziehungsobjekt (Person) in sich. Nicht von einer Kategorie her frägt die Religionsphilosophie nach der Gültigkeit des gerade vorliegenden Tatbestandes. Vielmehr wird alles am religiösen Grundakt, an der religiösen Erfahrung gemessen. Als notwendige Ergänzung kommt dann die Eingliederung der religiösen Erfahrung in das Kultursystem auf Grund der allgemeinen Ewigkeitskategorie hinzu.

Blankenloch bei Karlsruhe Otto Hofmann

Zur Jenseitsfrage

In den Jahren kurz vor dem Kriege bezeichnete Artur Drews in öffentlichen Vorträgen Galiläi und Kopernikus als die „Mörder der christlichen Idee". Die Zerstörung des alten Weltbildes erschien ihm offenbar als die Vernichtung des christlichen Transszendenzgedankens.

Denn da der Begriff „jenseits" nur an einer deutlichen Grenze entstehen kann, so mußte wohl der Eindruck der Grenzenlosigkeit der Welt den Gedanken eines Jenseits des Grenzenlosen unmöglich machen, — wenn man das Jenseits draußen suchte.

Daß der Sinn der Welt nur am Überweltlichen (trans mundum) aufgehen kann; daß wir also, wenn leben so viel ist als im Sinn leben, im Logos leben, der „nicht von dieser Welt ist", — das ist längst ausgesprochen. Der Krieg aber zeigte vollends jedem Nachdenklichen die Unmöglichkeit der „reinen Immanenz" und offenbarte die Sinnlosigkeit dieses Daseins, wenn ihm nicht das Transszendente leuchtet.

Diesen Gedanken nachdrücklich zu unterstreichen war die Aufgabe einer kleinen im Kriege erschienenen Schrift „Zur Verständigung über den Jenseitsgedanken". Denn wenn sogar ein Philosoph von Fach wie Artur Drews dem christlichen Jenseitsgedanken verständnislos gegenüberstand, so durfte man sich über die Verwirrung in nicht so denkgewohnten Gemütern keine Illusionen machen. Darum schien mitten in den Kriegswirren die Aufgabe dringend geworden, Verwirrten zurechtzuhelfen und ihnen, wenn möglich, den Weg zu zeigen zur Jenseitsgewißheit.

Um die Richtung des Jenseits-Denkens möglichst scharf zu kennzeichnen, trug jenes Schriftchen den Titel „Innseits"*). Als Mahnung zur Verinnerlichung der Jenseitshoffnung schien das Wort unmißverständlich.

Aber in einem, später gedruckten, Vortrage machte bald darauf der damalige Schweizer Pfarrer, jetzige Göttinger Professor Karl Barth die spöttische Bemerkung, ein deutscher Theologe habe „im Kriege die Entdeckung gemacht", daß man statt Jenseits hinfort besser „Innseits" sagen sollte, und fügte hinzu: „wir hoffen aber lebhaft, daß dieses mehr schlangenkluge, als taubeneinfältige Wortspiel keine Schule mache. Nein, nein, antworten wir, geht uns, ihr Psychiker, mit eurem Innseits. Apage Satanas! Jenseits, trans, darum grade handelt es sich, davon leben wir. Wir leben von dem, was jenseits des Reiches der Analogien ist, zu dem auch unser bißchen Innseits gehört."

*

Wir wollen hier nicht davon reden, daß Jesus uns mit der Anrede „Unser Vater" nicht jenseits des Reiches der Analogien gestellt hat, sondern in die Analogie der Kindschaft mitten hinein. Aber der Ausdruck „unser bißchen Innseits" zeigt deutlich, daß Barth nicht gemerkt hat, daß es sich nur um die Richtung des Suchens handelt, nicht um unsre arme, engbegrenzte menschliche Innenwelt. Denn „ein bißchen Richtung" — das kann man wohl sagen, aber nicht denken. Barth aber hält sich an sein offenbares Mißverständnis und meint, er müsse den Verfasser, der schon für die Unentbehrlichkeit des Jenseitsgedankens gekämpft hatte, als Barth noch gar nicht angefangen hatte, zu theologisieren, darüber belehren, daß es sich um das trans handle, eben um das, was in dem Schriftchen zur Verständigung über die Jenseitsfrage gezeigt werden sollte.

Obgleich Barth nachher öffentlich von Erich Foerster darauf aufmerksam gemacht worden war, daß er den Unrechten getroffen habe, hat er soeben jene belehrenden Bemerkungen samt dem verletzenden Worte vom „schlangenklugen Wortspiel" ohne jede Einschränkung in einer Sammlung von Aufsätzen wiederholt, und sein Bruder Heinrich Barth hat ihm inzwischen sekundiert, indem er in seiner Schrift über „Das Problem des Ursprungs in der platonischen Philosophie" von Theologen spricht, die das Jenseits preisgegeben und verflacht haben zum Innseits der religiösen Psychologie"*), — Worte, die Dr. Karl Anton in den „Landeskirchlichen Blättern 1924, Nr. 6/7 u. a. zur Einprägung empfiehlt.

*

Die Anklage gegen den Verfasser von „Innseits" lautet also auf Preisgabe des Jenseitsgedankens und Verflachung zum Innseits der religiösen Psychologie.

Das behaupten die beiden Brüder Barth, obgleich sie in dem verpönten Schriftchen folgende Stellen, nicht nebenbei, sondern im Sperrdruck gelesen haben müssen:

S. 18: „Wir können über das Jenseits nur dann zum Frieden kommen, wenn wir uns über das Innseits verständigt haben", (d. h. über die Richtung der Jenseitsgedanken).

S. 34: „Auch das Innseits ist ein Jenseits". (D. h. es führt über alle bloß menschliche Innerlichkeit unendlich hinaus.)

Und was die „Verflachung" anlangt, so ist auf S. 111 ausdrücklich von der „völligen Unbegreiflichkeit Gottes" und dem totaliter aliud, dem völligen Andersein des Jenseits die Rede.

Ein Irrtum in der Auffassung kann Jedem einmal unterlaufen. Aber nachdem Professor Barth es soeben fertig gebracht hat, sein wegwerfendes Urteil über das von ihm nicht verstandene „satanische Wort" Innseits noch einmal uneingeschränkt in die Welt hinausgehen zu lassen, ist wohl von ihm keine Berichtigung mehr zu erwarten. Daß er das Richtungswort Innseits ablehnt, ist sein gutes Recht, und ob er das Jenseits draußen sucht, ist seine Sache. Er hat aber kein Recht, einem Mittheologen eine Auffassung zu unterstellen, die dieser längst selber bekämpft hat.

Es gibt für die Jenseitsgedanken nur zwei Möglichkeiten: nach innen zu oder nach außen. Wir halten es nach wie vor mit der Metanoia, — der Wendung nach innen. Darum sagten wir: innseits.

Paul Jaeger

*) Tübingen, J. C. B. Mohr 1917. D H

*) Sperrung von mir. J

Versammlungen

Eine Tagung für Kultus und Kunst hat vom 29. Januar bis 1. Februar des Jahres in Berlin in der evangelischen Kirche stattgefunden. (Programm vgl. in Nr. 1/2 Sp. 28 der CW). Veranstaltet wurde sie vom Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, Ortsgruppe Berlin. Die Erwartungen der Veranstalter wurden weit übertroffen. Die Tagung war ein Ereignis großen Stils. Fast alle preußischen Provinzen und deutschen Bundesstaaten waren vertreten, dazu die östlichen Abtretungsgebiete, sowie Schweden, Dänemark und die Schweiz. Über 500 Teilnehmer füllten den großen Hörsaal des Kunstgewerbe-Museums bis auf den letzten Platz, nicht selten reichte der Raum nicht aus. Das Reichsministerium des Innern, die preußischen Kultus- und Finanzministerien, der Evangelische Oberkirchenrat, das zuständige Konsistorium, die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Berlin hatten Vertreter entsandt. Reichs- und Staatsbehörden haben durch materielle und ideelle Hilfe ihre lebhafte Anteilnahme an der Veranstaltung in dankenswerter Weise bekundet. Eine Reihe hochbedeutender Fachmänner hatte sich zur Mitwirkung gewinnen lassen.

Bezeichnend für den Geist der Tagung war ihre entschiedene Einstellung auf modernste religiöse Kunst. Sie wurde gleich zu Beginn in der instruktiven Führung durch die Neue Nationalgallerie (Kronprinzenpalais) durch Geheimrat Justi fühlbar, erreichte eine äußerst interessante Höhenlage in den Vorträgen von Reichskunstwart Dr. Redslob mit Architekt Otto Bartning und klang aus im Vortrag von Dr. Hoff über alte und neue Glasmalerei, mit dem die Taaung nach einer Führung durch die großen Mosaik- und Glas-Werkstätten von Puhl und Wagner schloß. Ein musikalisch-liturgisch ausgestalteter Gottesdienst mit sehr feingestimmten Bibel-Rezitationen und Harfendarbietungen ergänzten in würdiger weihevoller Weise die theoretischen Erörterungen durch praktische Betätigung religiöser Kunst. Neben den Vorträgen gingen Beratungen über praktische Arbeit her, die außer einer Reihe wichtiger Anregungen die Gründung eines Kunstblattes zeitigten, das an die Stelle des Berliner Blattes „Religiöse Kunst" und des „Christlichen Kunstblattes" von D. David Koch treten und Nord und Süd zusammenfassen soll. Daß diese Einigung gelang und dem neuen Blatt die für wirkliche Qualitätsleistung notwendige Resonanz sichert, ist ein verheißungsvolles Zeichen für den neuen Aufschwung religiös-künstlerischer Arbeit, der mit dieser Tagung begann. Die theoretischen Darbietungen wurden illustriert durch Ausstellungen, unter denen die Entwicklungsdarstellung des evangelischen Gesangbuches in vier Jahrhunderten besonderes Interesse fand.

Außerordentlich erfreulich war der Eindruck, daß verhältnismäßig weite Kreise der evangelischen Kirche ein ausgesprochenes Verständnis für die neueste religiöse Kunst betätigen und in wechselseitiger Belebung den religiösen Expressionismus durch kirchliche Aufgaben und die in ihnen gegebenen einzigartigen Möglichkeiten in seinen Leistungen fördern und andererseits das in ihm flutende schöpferische Kulturleben der jungen Generation für die geistige Erneuerung unseres kirchlichen Lebens aktivieren. Aber auch in der Einstellung auf die Pflege des von der Kirche ererbten mittelalterlichen Kunstgutes und in der Erwartung des Verständnisses für seinen unschätzbaren Wert leistete die Tagung wertvollste Arbeit. Es ist zu hoffen, daß unter der bereitwilligst zugesicherten größtmöglichen Unterstützung der Staats- und Kirchenbehörden der Verein für religiöse Kunst seine Bestrebungen in immer weitere Kreise des kirchlichen Lebens hineintragen und das nur allzu oft in noch sehr tiefem Schlummer befangene Verständnis für die ernsten Verpflichtungen und großen Aufgaben, um die es sich hier handelt, wecken wird.

Soest Paul Girkon

Augustusburg 1924

Die diesjährige Pfingsttagung des sächsischen Bundes für Gegenwartchristentum zeigte einen einheitlicheren Charakter als im Vorjahre. Dadurch daß nur ein einziger Vortrag angesetzt war, erhielt die Tagung von vornherein ein festes Gepräge, d. h. sie war als Ganzes eine Auseinandersetzung des deutschen Idealismus mit den „Gläubigen unter seinen Verächtern". Als sein Vorkämpfer trat Professor Bornhausen auf, ein Mann, der nicht nur ein gründlicher Kenner der Welt Goethes, Kants und Schillers ist, sondern auch mit allen Fasern seines Wesens in dieser Welt wurzelt. Das machte seinen Vortrag zu einem persönlichen Bekenntnis. „Faustische Frömmigkeit" hatte er als Losung über seine Ausführungen geschrieben; aber was er gab, war weit mehr. In der Verdeutlichung der idealistischen Dichter und Denker zeigte er, wie der Mensch in Gefühl, Wille und Erkenntnis die Grenzen irdischer Existenz erlebt und dann doch mit ihnen hinübergreift in die andere, in die jenseitige Welt, durch die der Mensch immer und überall ein zweigeteiltes Geschöpf wird. Die nach Bornhausens Vortrag in Weimar vermißte Auseinandersetzung fand in Augustusburg statt. Die Opposition, zu der auch der unterzeichnete Berichterstatter gehörte, griff energisch die gesamten Voraussetzungen des deutschen Idealismus an, der bei tiefster Einsicht in die Ohnmacht des Menschentums doch den Lebenstrieb des Menschen bejaht und in aller Erschütterung letzten Grundes ungebrochen bleibe, während der Glaube nur in Gott wider allen Augenschein der Erfahrung Halt und Sinn finde. Es war sehr schade, daß die Aussprache, die sich im Hin und Her der Meinungen sehr lebendig entwickelt hatte, im Schlußwort kein befriedigendes Ende fand.

Der Höhepunkt der Tagung wird für Viele das Mysterium „Alkestis" gewesen sein, das in schaurig-gewaltigem Spiel die Furchtbarkeit und die Lindigkeit des Todes vor uns aufstehen ließ. Die Frau, die in entscheidender Stunde ihr Leben als Opfer für das des Gatten einsetzt, die dann aber in entsetzlichster Furcht vor dem bleichen Rufer zurückbebt, bis sie jenseits der dunklen Pforte die Tür zur sonnigen Welt freiwillig nicht mehr öffnen mag, hat Tiefstes in der Seele wachgerufen. Wir sind den Dresdnern dankbar, daß sie uns Jahr um Jahr mit einem solchen Mysterium dienen. Man spürt, daß sie in diese Form immer mehr hineingewachsen sind. Und wir Anderen könnten uns eine Augustusburger Tagung ohne ein Mysterienspiel gar nicht mehr denken. Die liturgische Weihestunde, die von Hanns Kötschke eigens für diese Tagung geschaffen war, versinnbildlichte den gleichen Gedanken wie das Mysterium. Den gewohnten Gottesdienst hat sie uns freilich nicht ersetzen können. Fast alle Teilnehmer bedauerten, daß die Feier ohne Predigt war. Die Freude am rein Kultischen geht eben doch der evangelischen Seele zuwider. So werden wir in den nächsten Jahren wohl wieder zur alten Form zurückkehren müssen.

Die Abendmahlsfeier hat dagegen an Eindruck gewonnen. Die Äußerlichkeiten, die bei einer Feier mit Einzelkelch eine große Rolle spielen, sind von Jahr zu Jahr mehr abgeschliffen worden, so daß nirgends mehr das Gemüt angestoßen wird. Nur eine Kleinigkeit verdient eine Berichtigung: Die Einsetzungsworte müssen gesprochen werden. Das Singen (Kunstsingen!) stört die Schlichtheit und Sachlichkeit der Feier so sehr, daß es unbedingt weichen muß. Auch wäre die Frage zu erheben, ob bei der Abendmahlsfeier Zuschauer zu dulden sind. Mancher fühl sich beengt, wenn ein nicht-mitfeiernder Gast ihm in so heiliger Stunde zusieht.

Lauenstein (Sachsen) Karl Fischer

Noch einmal der Evangelische Reichselterntag

Der Artikel von Junge in Nr. 22/23 über den Reichselterntag war kein Bericht — zu einem solchen hätte ich nichts zu sagen, da ich bei der Leipziger Tagung nicht zugegen war —, sondern eine grundsätzliche Betrachtung über Wesen und Wert des Reichselternbundes. Zu dieser müssen einige Gegenbemerkungen gestattet sein.

1. „Die Elternbewegung ist nicht von der Kirche ins Leben gerufen" — mag sein, daß das für Leipzig zutrifft. In sehr vielen Orten trifft es jedenfalls nicht zu; hier handelt es sich vielmehr um ein ausgesprochenes Werk der Konsistorien und Pfarrer, und die Agitatation dafür ist nicht selten höchst unerfreulich.

2. „Auch unter den christlichen Lehrern besteht noch eine Mißtrauenssphäre, weil man dort, trotz wiederholter Erklärungen von Kirchen und Synoden, immer noch befürchtet, daß eine lebenshemmende Beaufsichtigung des Religionsunterrichts wiederkommen könnte." Gewiß, die Erklärungen der Kirchen und Synoden sind da. Aber wer die Politik des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses kennt, wer weiß, wie der Berliner Oberkirchenrat die höchst glückliche Regelung der Dinge in Schleswig-Holstein bekämpft, wer sich die Stellungnahme des Oberkonsistorialrats Dibelius vergegenwärtigt (vgl. seine Schrift „Die deutsche Erziehungsschule", Hamburg 1922, und seine Vorträge in dem von ihm gegründeten Religionspädagogischen Institut), der wird trotz all dieser Erklärungen fürchten müssen, daß eine viel drückendere Aufsicht im Anzuge ist, als wir sie je bisher gekannt haben.

3. Elternrecht gegen Staatsrecht auszuspielen hatte einen Sinn im Obrigkeitsstaat, im gegenwärtigen Volksstaat aber, der doch nichts anderes ist als die Zusammenfassung aller Familien, ist es gänzlich gegenstandslos und kann nur zu einer Opposition gegen den Staatsgedanken überhaupt führen, die undeutsch und unevangelisch zugleich ist, in der bisherigen Elternbewegung aber massenhaft zu beobachten war.

4. Das Prädikat „frei von aller Einseitigkeit" kann dem Elternbunde solange nicht beigelegt werden, als seine Organisationen sehr häufig — ich drücke mich ganz vorsichtig aus — sich auf eine bestimmte Schulform ausschließlich festlegen, rein pädagogische Fortschrittsmaßnahmen in höchst überflüssiger Weise bekämpfen und mit den ausgesprochenen Rechtsparteien in Staat und Kirche zwar nicht offiziell aber in re sehr eng verbunden erscheinen. Solange dem so ist, darf man sich nicht wundern, wenn pädagogisch, politisch und kirchlich freigesinnte Kreise, vor allem die Mehrheit der Lehrerschaft, dem Reichselternbunde mit stärkstem Mißtrauen gegenüber stehen.

Frankfurt a. O. Schlemmer

Verschiedenes

Studentische Selbsthilfe. Ein Blick in studentisches Leben der Gegenwart. Von Hans Sikorski. Marburg, Verlag des kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Marburg. 56 S. 20 Abbildungen.

Diese verdienstvolle Schrift des Leiters des Marburger Studentenheims ist in erster Linie bestimmt und geeignet, der breiteren Öffentlichkeit eine anschauliche Vorstellung von der wirtschaftlichen Selbsthilfe der deutschen Studentenschaft zu vermitteln, wobei die Schilderung der Marburger Einrichtungen und Erfahrungen im Vordergrunde steht. Wir lernen die Aufgaben und Probleme kennen, aus denen der Wille zu studentischer Wirtschaftshilfe nach dem Kriege entstanden ist, und dann die mannigfaltigen Formen, die der Gedanke der Selbsthilfe im Laufe der Entwicklung zur Entfaltung gebracht hat. Wir begreifen den — wenn auch durch unausbleibliche Mißerfolge gedämpften — Stolz über das Erreichte, der aus diesem Schriftchen spricht. Aber bei der Feststellung, wie herrlich weit wir es auch hier gebracht haben, können wir nicht stehen bleiben, bei aller Achtung vor der Tatkraft, Umsicht, Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit, denen die erreichten Erfolge zu verdanken sind. Gott Lob ist auch der Verfasser der naheliegenden Gefahr entgangen, nach dem Muster industrieller Jubiläumsprospekte eine Art Hurrastimmung zu erzielen. Dazu liegt in der Tat angesichts der Problematik der studentischen Wirtschaftshilfe leider keine Veranlassung vor.

Diese Problematik ist eine doppelte: eine hochschulpolitische und eine ökonomische. Die hochschulpolitische Problematik sieht auch der Verfasser sehr deutlich. Besteht nicht die Gefahr, daß die durch die studentische Wirtschaftshilfe erzielte Erleichterung der studentischen Lebensführung die natürliche Abdämmung des Zustroms zur Hochschule und zu den überfüllten akademischen Berufen hemmt und verlangsamt? Ist Gewähr dafür gegeben, daß nicht neben den Wertvollen auch die Unzulänglichen mit durchgeschleußt werden, die sich in bequemer Weise auf die Wirtschaftshilfe verlassen? Die Antwort darauf muß natürlich lauten, daß diese unerwünschten Folgen studentischer Sozialpolitik nur einzutreten brauchen, wenn diese sich nicht von einem hier im Ganzen unangebrachten charitativen Geiste tragen läßt. Es ist sehr erfreulich, hier in diesem Schriftchen wieder bestätigt zu hören, daß die studentische Wirtschaftshilfe mit aller Energie bestrebt ist, den Willen des einzelnen Studenten zur Selbstbehauptung nicht zu ersetzen, sondern auf kooperativem Wege zu stärken und zu unterstützen. Die studentische Sozialpolitik will also von vornherein die schweren Fehler der allgemeinen Sozialversicherung, insbesondere der Krankenversicherung, und der Arbeitslosenunterstützungspolitik vermeiden, aber man muß hoffen, daß sie nicht im Laufe ihrer Entwicklung der Tendenz all dieser sozialpolitischen Institutionen anheimfällt: sich zum Selbst-

zweck auszuwachsen. Daß die Bäume der studentischen Wirtschaftshilfe nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt im übrigen schon ihre ökonomische Problematik. Denn wenn die studentischen Wirtschaftsstellen nicht kurzlebige charitative Anstalten werden wollen, so müssen sie sich im ökonomischen Konkurrenzkampfe behaupten, d. h. mindestens Gleichwertiges wie die private Konkurrenz leisten und einer gewissen Rentabilität zustreben. Ob ihnen das auf die Dauer gelingt, muß wenigstens für einzelne ihrer Formen leider doch in Zweifel gezogen werden. Mir will scheinen, als ob der Verfasser hier in gewissen Punkten zu günstig urteilt. Zum mindesten ist es bedauerlich, daß er auf diese Probleme, für die in der Entwicklungsgeschichte der Konsumgenossenschaften viele Vorbilder gewonnen werden können, minder ausführlich und selbstkritisch eingeht. Glaubt er z. B., daß die studentischen Verkaufsorganisationen auf die Dauer der leistungsfähigen Konkurrenz der Detaillisten gewachsen sind, und daß nicht an die Stelle von Dilettantenarbeit mehr und mehr gutbezahlte kaufmännische und technische Facharbeit treten muß, zu der aber die Studenten schon wegen ihrer wünschenswerten Fluktuation von Universität zu Universität nur zum kleinen Teile herangebildet werden können? Das sind Fragen, denen man gerade im Interesse der studentischen Wirtschaftshilfe, der von ganzem Herzen eine gute Weiterentwicklung zu wünschen ist, nicht ausweichen darf.

Jena Wilhelm Röpke

Die Not der deutschen Wissenschaft und der deutschen Studierenden findet auch im Ausland weitgehende Beachtung; doch dürften manche Hinweise darauf doch zu gut gemeint sein. Wir lesen in dem New York American über Deutschland: „Man durchquert ein Land, in dem das Kinderlachen niemals gehört wird, wo Männer der Wissenschaft in Kaschemmen frieren und die studierende Jugend bei Nacht die Straßen nach Brotkrumen absucht." Die Not ist wahrlich groß genug, aber das ist übertrieben. Wäre es wahr, würde man den verantwortlichen Hochschulkreisen mit Recht den Vorwurf größter Nachlässigkeit machen müssen. Daß es nicht soweit kam, dafür sorgte die oben beschriebene Studentenhilfe, freilich nicht ohne reichliche Mittel vom Ausland, dem wir hierin Dank schulden. D H

Wandlungen in Goethes Religion. Ein Beitrag zum Bunde von Christentum und Idealismus. Von Karl Bornhausen. Comenius-Schriften zur Geistesgeschichte, 5. Heft. Berlin, A. Unger 1923. 85 S. 2.25 M.

Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus. Von Karl Bornhausen. Bücherei der Christlichen Welt, 3. Heft. Gotha-Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes 1924. 43 S. 1 M.

Beide Schriften sind Beiträge zur Aufhellung des Verhältnisses zwischen Christentum und deutschem Idealismus, Variationen also zu einem Thema, dessen entscheidende Bedeutung für unsere gegenwärtige geistige Lage und ihre religiöse Klärung in wachsendem Maße erkannt wird. In der ersten legt Verfasser eine Analyse dreier Goethescher Gedichte vor, die er als typische Zeugnisse für drei aufeinanderfolgende Stufen der religiösen Entwicklung des Dichters begreift. Es sind dies das Fragment „Der ewige Jude" aus der Frankfurter Zeit, das andere Fragment „Die Geheimnisse" und die „Pariatrilogie" aus der ersten und letzten Weimarer Periode. Wenn diese als Marksteine aufgefaßten Dichtungen auch für sich keine eigentliche Entwicklung anschaulich zu machen vermögen, so vermitteln sie doch in der tiefgründigen und feinsinnigen Behandlung Bornhausens tiefe Einblicke in die innere Auseinandersetzung Goethes mit den Gedanken der christlichen Religion und zeigen, wie nahe die Beziehungen, wie stark die Anziehungskräfte zwischen beiden geistigen Welten selbst in der kritischen Frankfurter Zeit gewesen sind. Im „ewigen Juden" die Gestalt des sozialen Heilandes und Welterlösers, in den „Geheimnissen" die fruchtbare Idee einer neuen, gereinigten, lebendigen religiösen Gemeinschaft, in der Pariatrilogie der Erlösungsgedanke, zwar im Gewande indischer Legende, aber von tiefem, christlichem Verständnis befruchtet, zeigen die Ansatzpunkte eigenster, schöpferischer Verarbeitung christlichen Ideengutes an.

Diese geistesgeschichtliche Studie, deren Verdienst eine geistvolle und auch sprachlich genußreiche Einführung in die religiöse Gedankenwelt Goethes ist, fügt sich in die Problemstellung der zweiten Schrift mehr systematischen Charakters ein. Diese Erweiterung des Weimarer Vortrages ist eine Kampf- und Programmschrift im guten Sinne des Wortes, ein Weckruf aus der Not unserer Geisteslage, sich den religiös und sittlich fruchtbaren Geistesschätzen des deutschen Idealismus zuzuwenden, ihnen Sinn und Gemüt zu öffnen, zur „Rettung" nicht des Idealismus, sondern unser selbst. Einleitend setzt sich Bornhausen mit den „Gegnern des Idealismus", dem ultramontanen Katholizismus, der protestantischen Orthodoxie und Kirche, der neuen Mystik und den Religiös-Sozialen, und mit den Motiven ihrer Gegnerschaft auseinander, um dann den „klassischen Sinn des christlichen Idealismus" an seinen Hauptvertretern Schiller, Kant, Goethe und dem Ideendreiklang: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit zu entwickeln. Es kommt hier so wenig wie in der erstgenannten Schrift auf eine irgendwie vollständige Erfassung des religiösen Gedankengutes der drei Denker an, die in solchem Rahmen unmöglich ist, sondern vielmehr auf die Aufdeckung der Hauptprobleme an repräsentativen Gedankengängen. Der Glaube an des Geistes innere Freiheit als die Grundvoraussetzung aller Religion, wie sie Schiller in den „Worten des Glaubens" und in „Ideal und Leben" besingt, der Kantische Glaube an Gott als den in uns sich mächtig erweisenden Hort und die Kraft des Guten — est deus in nobis! Kant op post. —, endlich der Glaube Goethes an das in tätiger Hingabe und dem Opfer der Liebe zu gewinnende neue, höhere Leben — stirb und werde! — sie sind die Stichprobenzeugnisse für die Originalität und Tiefe, mit der der Idealismus christliches Glaubensgut aus seiner deutschen Geistesarbeit heraus reproduziert. In einem letzten Abschnitt werden die grundsätzlichen Fragen angeschnitten, die das geistesgeschichtliche Problem Christentum—Idealismus birgt, vor allem die Notwendigkeit der Durchdringung und Ergänzung der heteronomen religiösen Seelenhaltung durch den Geist sittlicher Autonomie, die Unzulänglichkeit aller dogmatischen, psychologischen und praktischen Versuche, den religiösen Bezirk der „Heiligkeit" und der Heiligung gegen den sittlichen zu isolieren, und die höchst aktuellen Fragen, die uns Heutigen die idealistische Synthese von Frömmigkeit und Sittlichkeit aufgibt. Auf breiter philosophischer und theologischer Front wird heute der Geist, Sinn und Wert des deutschen Idealismus in Frage gestellt. Hier sind Bornhausens von starkem Empfindungs- und Erlebnisgehalt erfüllte Schriften, auch wenn man sich ihre temperamentvollen Formulierungen nicht sämtlich zu eigen macht, als lebendige Zeugnisse für die Gegenwartskraft deutsch-idealistischen Glaubens dankbar zu begrüßen.

Schweinsberg Ernst Neubauer

Probleme der wirklichen Bildung. Von Eberhard Griesebach. München, Chr. Kaiser 1923. 107 S. 1.50 M.

Es ist schwer, diesen Abhandlungen, die in die Problematik von Politik, Recht, Wissenschaft, Theologie, Philosophie und Volksbildung einführen, etwas Positives abzugewinnen. Es ist Philosophie, aber Philosophie lediglich als Dialektik, die Hoffnungen weckt, aber nicht eigne Entschlüsse anregen, noch viel weniger Wege weisen will. Nicht einmal zu Formulierungen wird vorgeschritten. Es ist das Auffinden des ewigen Risses in Allem. Aus Angst vor irgendeinem Dogmatismus wird das Gegenteil inthronisiert, das Fragen als Fragen, das Werden, das doch sich selbst zu deuten nicht die Kraft hat. Denn auch die Geschichte ist dem Verfasser nichts, das ein Wesen oder neue Ziele weisen könnte. Es gibt also keine Gewißheit; von der des Glaubens ist nicht die Rede; sie wird wohl nicht gekannt oder nicht anerkannt. Eine Gemeinschaft gibt es nur im Fragen, nicht in irgendeinem Haben. Alles ist Spannung, Friktion. Das versteht der Verfasser unter Bildung. Sie ist also ein Neutrales, nicht etwas von Subjekten, von Menschen oder Wissensmächten Getragenes und Übermitteltes. Alles objektiv sein Wollende hat versagt. Der philosophische Idealismus, weil er nicht als Frage oder als rückblickende Deutung, sondern als Antwort von einer anders gearteten Zeit übernommen worden ist und so zum absoluten Individualismus, Egoismus, zur Anmaßlichkeit geworden ist, die zur politischen Katastrophe führten. Auch Recht, Rechtsstaat, Wille, Gewissen sind keine Instanzen, sondern Bündel von Problematik. Philosophie — die des Verfassers — ist Dialektik, ist Aufspürung aller Verlegenheiten und Dissonanzen. Deshalb kann sie, unfähig zur Systembildung, der sich etwa systematisch gebenden wollenden Theologie gegenüber nur die Aufgabe der Beunruhigung haben; andernfalls gefährden beide die „wirkliche Bildung". So kann auch Volksbildung nichts wollen als Fragen lebendig werden und Grenzen fühlen lassen. — Das Ganze bedeutet eine Verewigung der Dialektik und schreit nach Ergänzung. Der Verfasser selbst erwartet Widerrede. Sie kann ihm ebenso heilsam sein wie vorschnellen Lösungsfanatikern und Programmschmieden das Durchdenken dieser tief in die Relativitäten des Daseins eindringenden Gedankengänge.

Gleiwitz Siegfried Maync

Missa solemnis. Die Geisteswelt Beethovens als überzeitliche Größe. Von Otto Schilling Trygophorus. Darmstadt, Bergsträßer 1923. 96 S. 1 M.

Diese neue Schrift zu Beethovens Messe will die bekannte Einführung von Richard Sternfeld nicht verdrängen, wohl aber vertiefen, indem sie nicht nur den musikalischen Gehalt des wunderbaren Werkes ausschöpft, sondern uns Beethovens Frömmigkeit an ihm zu verdeutlichen sucht. Eine tragfähige Grundlage bieten dem Verfasser die Schleiermachersche Religionsphilosophie und die Gedankengänge der religionspsychologischen Methode und Arbeit Wobbermins. Es ist ihm darum zu tun, das musikalische Schaffen in seinen Beziehungen zur religiösen Erfahrung und Überzeugung zu belauschen und an Beethovens Kunst zu veranschaulichen. Man wird seinen oft reichlich kühn aufstrebenden Konstruktionen nicht durchweg folgen können, sich aber überall, besonders auch bei der musiktheoretischen Zergliederung des Kunstwerks selbst, durch eindringende Beobachtungen gefesselt und gefördert sehen. Auch für den Theologen ist die Schrift als eine Beleuchtung des „deutschen Idealismus" an einer anderen als den uns vertrauten Größen wertvoll.

Gießen Gustav Krüger

Neues Evangelienbuch. Gebete und Lesungen. Von Emanuel Linderholm. Deutsch von Th. Reißinger. Mit Geleitwort von Rudolf Otto. Gotha-Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes 1924. Geb. 4 M.

Nicht durch kirchliche Kommissionen, sondern nur von Einzelnen können Agenden geschaffen werden, die uns weiter bringen. Diese neueste Agende bedeutet den Versuch, moderne Theologie, modernes Leben, moderne Sprache und moderne kultische Bedürfnisse im Rahmen skandinavischer und anglikanischer Formen für die Gestaltung liturgischen Lebens fruchtbar zu machen. Von der modernen Theologie ist der ganze Entwurf einheitlich bestimmt. Nicht nur die Gebete und Lesungen tragen diese Farbe, sondern es ist auch der Versuch gemacht, von dem Geist jener Theologie aus das Kirchenjahr leise umzugestalten. An die Stelle der alten Heilsgeschichte, die Alles streng um den Opfertod Jesu ordnet, tritt der höchste Gedanke der geschichtlich gerichteten Theologie, das Reich Gottes. Sein Werden und Wachsen bis zu seiner Vollendung wird dem Kirchenjahr aufgetragen. Schöpfung und Geschichte Israels regieren den Advent, Jesu Geburt, Wirken, Sterben und Auferstehen die Zeit bis Ostern; nur daß seinem Lehren, Heilen und Streiten eine ganz andere Stellung eingeräumt wird als in dem üblichen Kirchenjahr, das dem Apostolikum entspricht. Die Osterzeit gehört dem Zeugnis von Petrus und Paulus, dem Johannes und dem Hebräerbrief mit ihren Zeugnissen von Christus. Der Pfingstkreis, der noch mit sechs Sonntagen in die Trinitatiszeit hineinreicht, stellt das Werden der christlichen Kirche dar, wie sie sich vom Judentum loslöst und zu den Heiden geht. Das zweite Halbjahr versinnbildlicht ausführlich die Ordnungen des Reiches und seine Vollendung. So ist aus dem alten Drama ein neues, viel weiter reichendes geworden. Das Dromenon, die heilige Handlung, die hier wie in allem echten Kult im Mittelpunkt steht, umfaßt die Heilsgeschichte im Sinn unserer geschichtlich gerichteten Theologie. Sicher berührt das Manchen kühl, der in den Geheimnissen des alten Kirchenjahres aufgewachsen ist; aber der Versuch, das Jahr kirchlich anders zu gestalten, muß immer wieder gemacht werden, um Inhalt und Rahmen der Verkündigung mehr zusammen zu stimmen. — Alles atmet modernes Leben. Der Kult ist folgerichtig aus den alten patriarchalischen und agrarischen Verhältnissen herausgerückt; so ist z. B. auch die Litanei der Arbeit aufgenommen, die zuerst, aus dem Englischen übersetzt, in der CW erschienen war*). Man braucht sich nicht wie in mancher anderen Agende hineinzuquälen in Gedanken und Stimmungen, die uns fremd geworden sind. Vielleicht daß die theologische Einstellung, die man als rationalethischen Liberalismus bezeichnen kann, jetzt schon von bekannten Stimmungen überholt ist. — Die Sprache ist ganz modern gehalten, oft zu modern, sind doch Ausdrücke stehen geblieben, die dem theologischen Jargon, sogar einem üblen Zeitungsdeutsch angehören und manche Gebete schlimm entstellen. — Moderne liturgische Bedürfnisse sind in der reichern Ausgestaltung der Feiern mit Lesungen und Antiphonien und in der Durchführung eines Leitgedankens berücksichtigt worden.

Dazu ist das Gewand des so viel reicheren schwedischen Gottesdienstes herangezogen. Vier Lesungen bietet der Verfasser für jeden Sonn- und Festtag an, zwei aus dem Alten Testament als Prophetie und Psalm, zwei aus dem Neuen Testament, Evangelium und Epistel. Das ist das Verdienst der neuen Agende. Während die Gebete zu lang und oft homiletische Expettorationen sind, wird sich diese Ausschöpfung der Schrift für den Kult auch da Freunde erwerben, wo man nicht daran denken kann, sich genau nach dem vorgeschlagenen Schema zu richten. Die Litaneien mögen einem Geschmack wenig zusagen, der von reformierter Tradition herkommt. Aber sie befriedigen ein Bedürfnis weiter Kreise. Natürlich muß Ottos Warnung vor einer Überschätzung dieser ganzen Kultusreform beherzigt werden.

Für eine Neuauflage muß sich der Verlag besser in der Frage nach der Ausstattung beraten lassen. So macht man keine Agende wie diese: kleines Format, kleine Typen und dann Antiqua! Fraktur ist allein für alles geeignet, was zum Gemüt sprechen soll. Friedrich Niebergall

Kleine Mitteilungen. Emil Engelhardt, einst unser Wirt in Elgersburg, inzwischen schon mehr oder minder totgesagt, jetzt in Berchtesgaden-Schönau wieder lebendig geworden als Leiter eines verwandten Unternehmens, gibt eine Kulturzeitschrift heraus: Der innere Kreis, Blätter für schöpferische Lebensgestaltung. Sie zählt schon Heft 2 des 4. Jahres, will aus ihrem engeren Kreise an einen weiteren heran. Sie befaßt sich mit Problemen, an die wir uns nicht heranwagen, weil wir uns da völlig inkompetent fühlen: wie dem der Nacktkultur; kämpft gegen Alkohol und Tabak, auch, obwohl selber hochmodern, gegen die Überstiegenheiten der Moderne. Wir entnehmen ihr folgendes Gedicht von Kurt Liebmann aus dessen Sammlung „Schräg geöffnet", erschienen bei Karl Rauch in Dessau; es ist das Titelgedicht und lautet „genau nach der Vorlage":

Geballt
hetzt Hand des Lampenkichern
straßenpeitsch
weitfackelwölb
hin hin
und Weiten weinen Kopf auf bluten Block
Stern fallbeilt
Klingen eisen
spritzen
eiteln
stahlen
schreierstarrt
klirrt Flügelpferd aus klassem Hals
und
sockelschräg
und
Schatten klaftern
trippelgrau
schwebkreisen Taster quales Kreuz
und
flatterhuschen
ängsten
qual
Mond ätzt das Gift
und
Kichern reite spitzes Ohr
ein Greisen weißt auf rotem Eis
perlt Hüsteln
sinkt
krallt Hand
versinkt.

Da kann auch Engelhardt nicht mit. Geschweige wir Armen. Aber welche Kluft entsteht allmählich zwischen dem Empfinden dort und hier? Es gibt wirklich heute Jugend, die auch das versteht; davon habe ich mich überzeugt; natürlich versteht sie es nicht mit dem Verstande, aber es schwingt in ihr dabei etwas mit; es ist ihr nicht reiner Unsinn, reiner Wahnsinn. Ich kann nur wiederholen: welche Klüfte sind da aufgetan zwischen dem Seelenleben hier und dort! Und für Alle soll doch das schlichte Evangelium dasein? R

*) 1923 Nr. 45/46. D H

Wöchentliche Chronik

Der bayrische Kirchenpräsident D. Veit-München ist zum Vorsitzenden des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes gewählt worden.

Reichspräsident Ebert ist niemals formell aus der katholischen Kirche ausgetreten.

Der deutsche Reichstag enthält (nach den Angaben der Abgeordneten, soweit sie erfolgt sind) 214 Evangelische, 106 Katholiken, 1 Altkatholiken (Sozialdemokrat), 3 Juden (1 Demokraten, 2 Sozialdemokraten) und 148 Religionslose (2 Nationalsoziale, 1 Wirtschaftliche Vereinigung, 2 deutsche Volkspartei, 82 Sozialdemokraten, 61 Kommunisten). Außerhalb des Zentrums (64) und der Bayrischen Volkspartei (15) sitzen 27 Katholiken: 10 deutschnationale, 3 Nationalsoziale, 4 Wirtschaftliche Vereinigung, 4 deutsche Volkspartei, 3 Demokraten, 3 Sozialdemokraten.

In Anhalt ist ein Kirchengesetz über die Herabminderung der Personalausgaben der Landeskirche verabschiedet worden, das die Nichtbesetzung von 21 Pfarrstellen (seit 1914 waren schon 26 von 178 unbesetzt geblieben) vorsieht, dem Landeskirchenrat das Recht zur Versetzung der Geistlichen auf diesen Stellen und das alleinige Besetzungsrecht für sämtliche Pfarrstellen während der nächsten drei Jahre zuspricht. In der Ablehnung eines Einspruchs gegen die Wahl eines Geistlichen hat der Landeskirchenrat entschieden, daß „die politische Einstellung eines Geistlichen für die Kirche als solche außer Betracht bleiben muß" und daß betreffs der Lehre „für eine weitere Bindung, als sie der § 2 der Verfassung enthält (Bekenntnis zum ‚Evangelium von der freien Gnade Gottes in Jesus Christus, unserm Herrn, dem Heiland und Erlöser der Welt, niedergelegt in der Heiligen Schrift von neuem erschlossen und bezeugt in der Reformation, im Glauben ergriffen durch den Heiligen Geist') eine gesetzliche Grundlage nicht gegeben ist".

Der ehemalige Kronprinz Georg von Sachsen wurde am 15. Juli am Grabe der hl. Hedwig in Trebnitz in Schlesien zum Priester geweiht, tags darauf zelebrierte er in der Schloßkapelle von Sybillenort im Kreise der ehemaligen Königsfamilie die erste Messe. Er hat ein Jahr in Freiburg i. B. und drei Jahre im Priesterseminar St. Peter im Schwarzwald studiert. FZ 511

Am 17. Juni feierte die estländische ev.-lutherische Kirche das 4. Zentenarium ihres Bestehens. Die Feier fand in Dorpat (Tartu) statt. Es nahmen teil an der Festlichkeit Bischof Gummerus aus Finnland, Bischof Irbe aus Lettland, Bischof der deutschen Gemeinden Lettlands Poelchau, Vertreter Erzbischof

Söderbloms von Schweden Propst Froste, Vertreter des Primas von Dänemark Pastor Holt. Die Bischöfe der evangelisch-lutherisch sächsischen, ungarischen und amerikanischen Kirche hatten briefliche Segenswünsche gesandt*). Zum Andenken an das 400jährige Bestehen der evangelischen Kirche wird in Reval eine neue Kirche erbaut, welche den Namen „Freiheitskirche" erhält, wodurch nicht nur an die Glaubensfreiheit, sondern auch an die politisch-nationale Freiheit der Esten gedacht werden soll. Die Feier stärkte die kirchlichen Bande der ev.-luth. Staaten am Gestade der Ostsee.

Der neue französische Staatspräsident, Gaston Doumergue, gehört einer alten Hugenottenfamilie an. Er ist Ehrenpräsident der Coligny-Gesellschaft für die Ausbreitung des Protestantismus in Frankreich. Der belgische Ministerpräsident Hysmans ist gleichfalls Protestant.

In La Rochelle haben Katholiken eine jährliche Totenmesse für Pierre Loti gestiftet, obwohl dieser Zeit seines Lebens ausübender Protestant gewesen ist.

Der belgische Protestantismus beklagt sich, daß in dem Ehrenausschuß für die 300-Jahr-Feier von New York, das von wallonischen Protestanten gegründet worden ist, die belgische Regierung ausgerechnet dem Kardinal Mercier den Vorsitz übertragen hat, dessen Kirche sich mit dem Blut so vieler wallonischer Protestanten befleckt habe, und vor deren Grausamkeiten jene Kolonisten geflohen seien.

Vom 11.—15. Juni fand in Paris eine Protestantische Woche statt, die von Vertretern des französischen Gesamtprotestantismus besucht war. Ihre intensiven Beratungen bewiesen, daß der Wille des französischen Protestantismus, innerhalb des eigenen Landes wie in der Welt Mission zu treiben, noch immer im Wachsen ist.

Der Große Rat des Kantons Vaud hat mit 87 gegen 67 Stimmen beschlossen, im Einvernehmen mit den Behörden der Nationalkirche des Kantons, 15 Pfarrstellen eingehen zu lassen.

Das elsässische Oberkonsistorium hat eine kirchliche Zentralkasse begründet, in die alle Kirchenkassen 5% ihrer ordentlichen Einnahmen abführen, die Hälfte der Überschüsse der Pfarrkassen fließen und zu der jedes abgabepflichtige Glied der Kirche jährlich 10 Franks beisteuern soll.

*) Wo blieben die deutschen Lutheraner? D H

Die Société de l'histoire du protestantisme français hat den Grund und Boden des durch den Krieg fast zerstörten Geburtshauses Calvins in Noyon erworben, um dort ein Calvinhaus zu errichten.

In Wien sind nach den staatlichen statistischen Angaben 1923 aus der katholischen Kirche (die keine Kirchensteuer erhebt) 22 888 Personen ausgetreten.

Die lutherische Wisconsinsynode hat beschlossen, in Polen eine Missionstätigkeit mit dem Ziele der Begründung einer lutherischen Freikirche zu eröffnen, die bekenntnismäßig streng auf dem Standpunkt der Bibelgläubigkeit und der Treue gegen die gesamten lutherischen Bekenntnisschriften steht und jede Verbindung mit dem Staate ablehnt.

In Japan besteht wie in Indien und China ein Nationaler Christenrat, der auf einer Versammlung von 71 Abgeordneten der japanischen Kirchen und Missionen, darunter 41 Japanern, begründet wurde, während eine Anzahl Missionen sich fernhielten.

Nach der Verfassung muß Argentiniens Präsident katholisch sein und die Bundesregierung den katholischen Kultus unterhalten. Kultus und Auswärtiges bilden Ein Ministerium. Theoretisch hat das der Vatikan nie anerkannt; herkömmlich aber präsentiert der Bundespräsident nach Senatsvorschlag die Anwärter für die hohen kirchlichen Würden und der Vatikan ernennt demgemäß. Um Neujahr starb der Erzbischof von Buenos-Aires. Der Vorgeschlagene lehnte ab. Die Regierung machte keinen neuen Vorschlag. Sie rief ihren Vertreter beim Vatikan zur Berichterstattung heim. Im Einverständnis mit der Kurie; aber ein Zustand der Gereiztheit ist da. Weil die Argentinier ein „bedingungslos katholisches Volk" sind, wird sich das wohl wieder ausgleichen. KZ 478

Von Personen. Berufen: Lic. Erik Peterson in Göttingen nach Bonn für Kirchengeschichte und Neues Testament; Missionar D. Richard Wilhelm in Peking für Sinologie nach Frankfurt a. M. Habilitiert: Lic. Kurt Schmidt in Göttingen für neuere Kirchengeschichte. Gewählt: Pfarrer Adolf Küry in Basel zum Altkatholischen Bischof; Prof. D. Karl Bornhäuser zum Rektor der Universität Marburg. Promoviert: Pastor Kurt Schoenian in Magdeburg zum D. von Halle. Gestorben: Dr. A. F. de Savornin Lohmann im Haag, 1888 Minister im ersten christlichen Kabinett Mackey, der Führer der freien antirevolutionären, später Christlich-historischen Partei. E St

Verantwortlich: Prof. D. M. Rade, Marburg a. L.

PAUL JAEGER

FESTLAND

Band I: **Wege zur Wirklichkeit**

„Ein solches Buch, es ist ein Meisterwerk ersten Ranges, ein Bekenntnisbuch von überzeugender Kraft, ist dazu berufen, gerade in unserer Zeit, ja zu allen Zeiten, Führerdienste zu tun." *Süddeutsche Blätter*

„Die Suchenden unserer Zeit, insbesondere Geistliche und Lehrer, werden in Jaeger nicht bloß innere Stärkung finden, sondern auch scharfgeschliffene Waffen zum Kampf gegen einen Naturalismus, der im aufklärerischen Gewand noch immer unsere Massen beherrscht." *Türmer*

Band II: **Wege zu Christus**

„Hier dreht es sich um die Frage, ob Christus uns Menschen von heute noch der feste Halt des Lebens sein kann. Der mit dem Doktortitel dreier Fakultäten geschmückte, mit den Zeitströmungen wohl vertraute Verfasser behandelt sie mit wissenschaftlichem Ernst, vor allem aber mit der Freudigkeit einer religiösen Persönlichkeit, die den Problemen unerschrocken ins Auge gesehen hat, und der die Unverlierbarkeit ihres inneren Besitzes schließlich um so deutlicher geworden ist. Das Buch sei warm empfohlen."

Thüringer Evang. Zeitungskorrespondenz

Jeder Band geheftet Gm 2.50, gebunden Gm 3.60

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart

Zum neuen Aufmarsch des Katholizismus!

In der
Bücherei der Christlichen Welt
erschien soeben die
zweite, stark erweiterte Auflage
von

Heinrich Hermelink

Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart

Gm. 2.50

★

Urteile der Presse aus beiden Lagern:

„In die gewaltige Bewegung des heutigen Katholizismus führt Hermelink mit ungemeiner Sachkenntnis ein. Er wirft Fragen auf; er will sie nicht lösen, sondern zum Durchdenken der kirchlichen Gegenwart anregen. Ein bedeutsames Heft!" Die Dorfkirche

„Die Lösung der Hauptfrage: wie im gegenwärtigen Deutschland die Einstellung der Konfessionen zu einander zu gestalten ist, sieht Hermelink nicht in einer ‚evangelischen Katholizität', lehnt aber auch streng die bisherige Methode des ‚Kulturkampfes' als völlig unzeitgemäß ab. Ohne Verwischung und Vermischung zeigt er eine klare Lösung für beide Konfessionen." Oberschlesischer Anzeiger

„Wir dürfen das Erscheinen des vorliegenden Büchleins des Marburger protestantischen Theologen zu den erfreulichen Ereignissen des Jahres zählen. Wenn der Geist, aus dem es hervorgegangen ist, Bestand unter den Glaubensgenossen des Verfassers gewinnt, dann tun sich für den religiösen Frieden Hoffnungen auf." Katholische Korrespondenz

„Dieses Büchlein des Marburger protestantischen Theologen ist eine bemerkenswerte, recht erfreuliche Zugabe zu den vielen Äußerungen und Publikationen über den religiösen Frieden und die kirchliche Verträglichkeit in Deutschland." St. Josephs-Blatt

★

Um folgende Abschnitte wurde die Auflage erweitert:

Der Papst und die Propaganda / Die Ordensüberschwemmung / Der Geisterkampf und die Jugend / Gegenwehr / Tabelle über die Vermehrung der Ordens-Niederlassungen in Deutschland.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Das bahnbrechende Evangelienbuch des Protestantismus!
Die erste brauchbare Liturgie für Prediger und Laien!

Neues Evangelienbuch

Gebete und Bibellesungen für den öffentlichen Gottesdienst, für Schul- und Einzel-Andacht
von
EMANUEL LINDERHOLM
S. S. Theologiae Doctor Professor in Uppsala
Deutsch von Th. Reißinger
mit Geleitwort von Rudolf Otto

★ Preis in Halbleinen geb. 4 GMk. ★

Die geniale Tat eines Schweden auf dem Gebiet der liturgischen Bewegung!

Dieses bedeutsame Buch wird zum Abc für alle gleichartigen Versuche werden. Herausgewachsen aus der Erkenntnis von der Unhaltbarkeit des alten Perikopensystems, das nichts anderes als ein Bruchstück aus dem Homilarium Karls des Großen darstellt, benutzt es die Reichsgottesidee des Evangeliums als Kompaß einer neuen, sehr glücklichen Einteilung. So entsteht ein Buch der Andacht voll glänzender Schönheit aus dem Alten und Neuen Testament, den Psalmen und mit feinsinnigen Kollektengebeten vom Verfasser selbst. Auf diese Weise gestaltet sich das Kirchenjahr zu einem religiösen Kunstwerk. Zu einem Zeitpunkt, in dem nicht nur in Schweden und neuerdings auch in England, sondern auch in Deutschland die liturgische Bewegung aufflammt, gibt das angekündigte Werk den besten Brennstoff, den man sich nur irgendwie denken kann.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Bücher von Cäsar Flaischlen

Von Alltag und Sonne
Gedichte in Prosa. Gebunden Gm. 3.50, Ganzleinen Gm. 4.—. 255.—259. Tausend.

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens
Gedichte, Brief- u. Tagebuchblätter. Gebunden Gm. 3.50, Ganzleinen Gm. 4.—. 75.—77. Tausend.

Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck
Ein Liederbuch von Sehnsucht und Erfüllung. Geb. Gm. 3.50, Ganzleinen Gm 4.—, Bütten in Halbleder Gm. 9.—. 26.—30. Auflage.

Heimat und Welt
Ausgewählte Gedichte in Vers und Prosa. Gebunden Gm. 3.25, Ganzleinen Gm. 3.75. 272.—274. Tausend.

„Es ist etwas Köstliches um die Dichterspenden Cäsar Flaischlens. Eine grundgesunde, werkfrische, lebensfreudige und klar quellende Seele lebt und webt in ihnen, und Schönheitsschwung, Gefühlsreichtum und Kernweisheit gelangen mit ihnen zu eindringlicher Wirkung. *Literar. Zentralblatt, Leipzig*

Ausführlicher Prospekt über sämtliche in unserem Verlag erschienenen Werke des Dichters kostenlos von jeder Buchhandlung oder durch die

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Soeben erschien

die dritte, umgearbeitete

und stark erweiterte Auflage

Theo Herrle

Die deutsche Jugendbewegung

in ihren kulturellen Zusammenhängen

Preis gebunden drei Goldmark

Die vorliegende dritte, vom Verfasser sorgfältig, mit großer Sachkenntnis erweiterte und inhaltlich zum Teil wesentlich veränderte Auflage sieht in der Jugendbewegung ein einmaliges geschichtliches Ereignis, dessen fünf große Wellen im besonderen beobachtet werden, nämlich die Welle des Gefühls, die des gefühlsbetonten Verstandes, die des Willens zur Tat, zur Gemeinschaft und die religiöse Welle. Diesen genetisch begründeten Einbruch der Jugend in die Kultur zeigt der Autor dann weiter, unter Hinzufügung wertvoller Quellennachweise, in seiner Rückwirkung auf die Jugendpflege und Kulturbewegung.

Infolge dieser Durchdringung des großen Materialgebietes auf kleinstem Raum wird diese dritte Auflage zum idealen Nachschlagebuch, zum Kompendium nicht nur für die Kreise der Jugendbewegung allein, sondern auch für jeden Pädagogen und Kulturpolitiker.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

„Nicht richtungsloses Ausleben jeder Regung des Augenblicks, sondern Beherrschung, Selbstzucht, Fassung und gestaltende Bändigung kennzeichnen die mächtige Persönlichkeit. Werte leuchten richtunggebend über ihrem Leben. Maß und Mäßigung sind da die Form, in der die Erde zuhöchst geliebt wird."

Soeben erschien
in der Sammlung
Perthes' Bildungsbücherei

Ferdinand Weinhandl

Wege der Lebensgestaltung

Preis eine Goldmark

Diese Neuerscheinung im Rahmen genannter Sammlung führt die in der „Einführung in das moderne philosophische Denken" (ebenfalls Perthes' Bildungsbücherei) angeschnittenen Gedanken über die Lebensgestaltung auf vier Druckbogen einer eigenen Schrift aus. Zahlreiche Wege und Methoden werden hier in gemeinverständlicher Weise für die Zwecke der Erziehung und Selbsterziehung dargestellt. Zum ersten Male sind die Fragen der Willensbildung und Selbstklärung, die Norm- und Weltfrage, religiöse und ethische Fragen, Psychoanalyse und Autosugestion u. a. im Rahmen einer eigenen, auf den Grundlagen der neuesten Psychologie aufgebauten Wissenschaft von der Lebensgestaltung behandelt.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. D. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **d. freien Christentums. Festpredigten.** 17 Bde. u. 5 Bde.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. Teilweise nur geringe Vorräte!)

Einzeln je 2.—, geb. 3.—; alle 22 Bde. auf einmal nur 30.—, geb. nur 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch **Krüger & Co., Leipzig 82,** Liebigstr. 9. (Ohne Inlandszuschläge.)

Heimatglockenjahrbuch 1925.

5. Jahrgang.

Herausgeber: Walther Kolbe. Bilder: Kötschau. Noten: Leipold.

Kart. 2.40 Halbperg. Bütten 7.50.

Heimatglockenverlag Schmiedehausen (Bad Sulza).

Todes-Anzeige.

Heute früh entschlief sanft nach kurzer Krankheit im Alter von 75 Jahren unsere liebe Mutter und Großmutter

Frau Helene Gottschick

geb. **Clasen.**

Witwe des Universitätsprofessors D. theol. Gottschick.

In tiefer Trauer:

Elisabeth Gottschick, Kassel, Herkulesstr. 22.

Dr. med. Hans Gottschick, Reg.-Medizinalrat, Leipzig-Dösen, Gorbitzerstraße 50

Pastor Wilhelm Gottschick Käte Gottschick, geb. Israel, mit 3 Kindern, Breslau XIII, Körnerstr. 10.

Kassel, den 1. Juli 1924.

Pfarrstellentausch!

Pfarrer in niederschlesischer Kleinstadt wünscht Tausch mit Amtsbruder in Schles., Brandbg., Pom. oder Sachsen, möglichst an der Bahn. Biete schönes, ger. Haus mit elektr. Licht und Garten in wald. Gegend an der Bahn in Nähe gr. Stadt. 3000 Seelen, 1 Fil. Angeb. unter **Nr. 30** an den Verlag.

Hauslehrerstelle für die Ferien sucht stud. theol. **G. Sch.** in Marburg. Antwort an den Verlag.

Rhein. Westf. Diakonieverein

Köln-Mülheim, Düsseldorferstr. 53.

Auf gr. höh. Schulbildg. **unentgeltl. Ausbildg.** und Berufsstellung als ev. Diakonieschwester i. Kranken-, Gemeinde-, Jugend- und Wohlfahrtspflege. Aufn. April u. Oktober. Unser **Erholungsheim** Honnef/Rh. Wilhelmstr. 8 bietet Freunden des Vereins Aufenthalt z. mäß. Preisen. **Gaben** u. Beiträge dr. erbeten auf Postschekk. Köln 63512 H. O. Ilgen, Köln-Mülheim, Deutz-Mülheimerstr. 216.

Soeben erschienen:

Katalog 247: Neuerwerbungen aus dem Gebiete der Theologie (Auswahl) 2030 Nummern.

Bernhard Liebisch, Leipzig, Kronprinzstr. 6.

Mit dem Erscheinen der Aprilnummer begann der neue Jahrgang der Monatsschrift

Neuwerk

Ein Dienst am Werdenden.

Herausgegeben von Normann Körber, Hermann Schafft und Wilhelm Wibbeling.

Bezug eines Probevierteljahrs 1.— Mk. Einzahlung auf Postscheckkonto 27985 Frankfurt/Main Bereits erschienene Hefte werden nachgeliefert.

Neuwerk-Verlag,
Schlüchtern-Habertshof.

Gebildete Dame,

35 J., bish. Fürsorgeschwester, abgebaut, in Kranken- und Kinderpflege geprüft, Haushalt erf., sucht **Wirkungskreis** am liebst. bei mutterlosen Kindern. Pfarrhaus bevorzugt. Näheres unter **Nr. 29** d. Geschäftsstelle d. Bl.

Kostenlos versenden wir Katalog 280: Prakt. u. systemat. Theologie (über 2000 Nrn.). Kat. 279: Billige Haus- u. Familienbücher.

Buchhandlung **Alfred Lorenz, Leipzig,** Kurprinzstr. 10.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat August: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 7. August